Sieben sagen aus der umgegend von freienwalde a.0

Sieben Sagen

aus der

Umgegend von Freienwalde a. O.,

gesammelt und herausgegeben

von

Wilhelm Rindfleisch,
Rector.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Freienwalde a. O. 1871.
Verlag von Adolf Fritze.

1876, Jan. 8.
Tucker Fund.

I.

Hans von Uchtenhagen,
der letzte Herr von Freienwalde.

Es war an einem dunklen Spätherbstabende des Jahres 1592; der Wind sausete durch die Buchen und Eichen, welche auf den Höhen der Berge bei Freienwalde an der Oder standen, und führte das welk gewordene Laub mit sich fort: in Strömen floß der Regen hernieder und Gießbäche, vom Regenwasser gebildet, rauschten die Hohlwege herunter, welche die Berge trennten. In einem dieser Hohlwege, in dem sich die Landstraße von Freienwalde nach Berlin zog, ritt ein junger Mann, von hoher Gestalt, von kräftigen Gliedern: schwarze Locken ringelten sich unter dem breitkrämpigen Hute hervor, ein schwarzer Bart zierte Oberlippe und Kinn, ein weiter Mantel, unter dem ein breites Schwert sich bemerklich machte, war um seine Schultern gehängt. Der Reiter war in der Mitte der zwanziger Jahre. In Gedanken versunken, ritt er im Schritte auf Freienwalde zu; er achtete nicht des Windes, nicht des Regens; etwas Trauriges mußte ihn beschäftigen, denn er seufzte oft; wie zum Gebete falteten sich seine Hände und hoben sich seine großen, dunkeln Augen zum Himmel.

Der Zügel war seiner Hand entfallen und lag auf dem Halse seines kräftigen Rappen, der, vorsichtig durch die treibenden Gewässer fortschreitend, seinen Herrn bald aus dem Walde in die Nähe der Stadt brachte. Aus seinen trüben Gedanken wurde der junge Mann aufgeweckt durch das Abendgeläute in der Stadt. „Schon 8 Uhr!" sprach er. „Ich bin doch nur langsam geritten. Noch eine halbe Stunde und ich bin bei meinem Vater. Wie er sich wundern wird, daß ich zu so ungewöhnlicher Zeit komme und was er sagen wird, wenn er die Ursache dieser Rückkehr erfährt? O, daß ich einen solchen Schmerz ihm bereiten muß!" Rasch griff der Reiter nach dem Zügel und munterte sein Roß zu schnellerem Gange auf. Freienwalde war bald erreicht, bald durchschritten; gegen Abend wandte sich der Reiter und eine Viertelstunde später trug ihn das Roß den Schloßberg hinan, auf dessen Gipfel die Burg des Ritters Curt von Uchtenhagen lag, deren Trümmer noch heute von verschwundener Größe Zeugniß geben. Schon war die Zugbrücke aufgezogen und das Thor verschlossen; still und ruhig war es in der Burg, nur die Lampe des Thurmwächters ließ vermuthen, daß noch nicht Alle sich zur Ruhe begeben. Durch Klatschen in die Hände suchte sich der junge Mann bemerklich zu machen, und nicht lange, so fragte eine rauhe Stimme: „Wer ist da?" „Hans von Uchtenhagen!" war die Antwort. „Gott sei Lob

und Dank," rief der Thorhüter. „Ihr kommt gerade zur rechten Zeit, junger Herr, verzieht nur ein wenig und gleich sollt Ihr eintreten können." Wenige Minuten und die Brücke ließ sich nieder und machte den Weg über den Burggraben möglich: die schweren eichenen Thorflügel knarrten und öffneten dem Sohne den Weg in die Burg des Vaters.

„Seid herzlich willkommen, junger Herr!" sprach der Thürmer.

„Den besten Dank, alter Cunow," erwiedert Hans. „Was macht mein Vater?"

„Der gnädige Herr ist schon seit der Zeit, daß Ihr nach Wittenberg gezogen, nicht recht wohlauf gewesen. Heut hat er sich besonders schwach gefühlt, hat öfters gegen mich den Wunsch geäußert, wenn er Euch doch hier hätte, und beschlossen, Euch morgen einen Boten zu senden, der Euch heimrufen sollte."

„Werde ich ihn heut noch sprechen können?" fragte Hans.

„Zwar hat der gnädige Herr sich schon um 8 Uhr niedergelegt, aber dem Guisbert befohlen, ihm noch etwas vorzulesen. Ihr werdet ihn wohl noch wach finden."

Wohl war der alte Ritter von Uchtenhagen noch wach. „Sieh doch zu, Guisbert," sprach er zu seinem Burgvoigt, „wer noch so spät eingeritten?" Ehe aber der Voigt seinem Herrn die schuldige Meldung gethan, war auch schon Hans in dem

Schlafgemache und hielt den geliebten Vater umarmt. Der Voigt, nachdem er sich nach des Junkers Wohlbefinden erkundigt, und dem alten Herrn eine gute Nacht gewünscht, hatte sich entfernt.

„Sei willkommen, mein Sohn;“ sprach der Ritter, „obwohl ich nicht weiß, was Dich von Deinen Studien aus Wittenberg fortführen konnte. Doch morgen wollte ich selbst Dich rufen lassen. Ich fühle mich schwach, die Bürde des Alters erdrückt mich fast und ich bedarf Deiner Jugendkraft zur Unterstützung.

„Morgen, mein Vater, wenn der Schlaf Euch gestärkt hat, erlaubt, daß ich Euch erzähle, was mich meine Studien verlassen ließ,“ entgegnete der Junker. „Indem ich Euch heut gute Nacht sage, wünsche ich, daß mit dem Schlafe sich die Gesundheit auf Euch hernieder senken möge!“ Mit herzlichem Händedruck schieden sie von einander. —

Die Burg des Ritters von Uchtenhagen lag auf dem Schloßberge, dem höchsten der Berge, welche das Oderthal von Oderberg bis Freienwalde bekränzen. Jäh senkt sich der Berg von allen Seiten herab, nur gegen Abend hin dehnt er sich zu einem wohl 300 Schritt langen, allmälig sich herabsenkenden Bergrücken, dessen Breite kaum 5—6 Fuß beträgt. Ein tiefer Graben umschloß die Mauer der Burg, über ihn führte eine Zugbrücke zu dem Bergrücken, dem

einzigen Zugange der Burg. In dieser waren, außer dem großen Wartthurme, der die Wohnung des Burgwächters, die Rüstkammer und das Burgverließ enthielt, das Wohngebäude der Herrschaft und die Ställe für die Pferde; die nicht sehr zahlreiche Dienerschaft fand theils im Wohngebäude der Herrschaft, theils in den Kammern, die in den Ställen waren, ihr Unterkommen. Das Innere der Burg bestand aus dem großen Speisesaale, den Zimmern für den Hausherrn und für die Hausfrau, dem Schlafzimmer, einigen Fremdenzimmern, der Küche und den Kammern für die Diener. Aus den Fenstern nach Norden hin hatte man die Aussicht auf den im Thale vorüberfließenden Oderstrom, der in mehreren Armen seine Fluthen dahingleiten ließ, nach dem Osten hin erblickte man Freienwalde, nach Westen hin die Dörfer, welche am Rande des Oderthales lagen, bis Oderberg; nach Süden hin war der Blick beschränkt durch die Berge, welche den Schloßberg in einem Halbkreise umgeben. Die Zimmer selbst waren bequem eingerichtet, verziert mit bunten Wappenschildern, Kriegs- und Jagdgeräthen, großen Hirschgeweihen und Gemälden, auf denen Jagdscenen die Aufmerksamkeit des Beschauers fesselten. Die ganze Umgebung zeigte einen nicht geringen Reichthum des Ritters, der, wohin er auch von seiner Burg schaute, auf sein Besitzthum sah.

Hier lebte still und zurückgezogen der Ritter Curt von Uchtenhagen, ein Mann in den funfziger

Jahren, der in mancher Schlacht seinen Lehnsherren, den Churfürsten von Brandenburg, treu zur Seite gestanden; und dessen Schmerzen an vernarbten Wunden ihn merken ließen, daß mit dem für seinen Herrn vergossenen Blute, auch mancher Lebenstag ihm verloren gegangen wäre. Sein einziger Sohn war Hans, den er innig liebte und den er vor zwei Jahren nach Wittenberg auf die Universität gesandt hatte, und der jetzt außer der Zeit und unvermuthet zurückgekehrt war.

Mit dem alten Ritter lebten auf der Burg Cunow, der Thurmwächter, der seinen Herrn in die Schlachten begleitet hatte, und den der Ritter sehr hoch hielt. Er war auch der unzertrennliche Begleiter von Hans, in dessen Kindheit, gewesen; er hatte ihn unterrichtet in ritterlichen Künsten, in der Führung der Waffen; er ihn begleitet, wenn er in den dichten Wald gezogen, um das flüchtige Reh zu verfolgen, den starken Hirsch zu erlegen, oder den Kampf mit dem wilden Eber zu wagen.

Guisbert von Neuschild war erst seit etwa 3 Jahren bei dem alten Ritter von Uchtenhagen, mehr ein fortwährender Gast und Freund, als ein in Diensten Stehender. Er war ein Mann von etwa 30 Jahren, von nicht großer Statur, zierlichem Bau, blondem Haar und Bart, und stechendem Auge; ein gewandter und feiner Mann, der sich einem Jeden angenehm zu machen nnd sich in die Launen und

Eigenthümlichkeiten eines Jeden zu fügen verstand, aber auf jede Weise und bei jeder Gelegenheit seinen Vortheil suchte. Empfangene Beleidigungen vergaß er nie, sondern rastlos suchte er die Zeit zur Rache und durch Ränke aller Art wußte er die Gelegenheit dazu herbeizuführen. In Allem aber war er von so großer Schlauheit, daß er seine Absichten und das Ziel seiner Pläne geschickt verbarg und nur selten ahnte Jemand dieselben. Der alte Ritter hatte ihn am Hofe zu Berlin kennen gelernt, und ein solches Wohlgefallen an ihm gefunden, daß er ihn mit sich nahm, und um ihn bei sich zu behalten, ihm die Stelle eines Burgvoigtes und Verwalters seiner weitläuftigen Güter übertrug. Die Zeit eines Jahres, welche er mit Hans im Vaterhause verlebt hatte, war nicht im Stande gewesen, die Herzen der Jünglinge durch innige Freundschaft zu verbinden; in einem höflichen Verhältniß standen sie zu einander, das Hans schon um seines Vaters willen nicht anders gestalten, noch viel weniger lösen mochte. Auch während seiner Abwesenheit hatte Hans die höflichen Erkundigungen Guisberts nach seinem Wohlbefinden ebenso höflich erwidert.

In dem Wohnzimmer des alten Ritters Curt saßen am andern Tage Curt und sein Sohn Hans. Curt in einem gepolsterten Lehnstuhle, auf dessen Rückenlehne das Wappen des Ritters gestickt war,

im silbernen Schilde ein rothes Wagenrad und über dem offenen, adlichen Turnirhelm ein mit erhobenen Borsten links aufstehender wilder Eber in natürlicher Farbe; die Helmdecken waren roth und silbern. (cf. Fischbach, Statistisch-topograhische Städte-Beschreibung der Mark Brandenburg S. 559). Ihm gegenüber hatte Hans auf einem gewöhnlichen Sessel in einer Fensterböschung Platz genommen. Curt hatte gut geschlafen und fühlte sich gestärkt, Hans hatte eine unruhige Nacht gehabt, Träume, welche ihm eine Scene aus der letzten Zeit vorführten, hatten den Schlaf von seinem Lager gescheucht, erst gegen Morgen war einige Ruhe bei ihm eingetreten. Sein Gesicht war blaß und sein Auge zeigte eine Ermattung, wie sie nach großer, innerer Aufregung einzutreten pflegt.

„Welche Ursach, mein Sohn," hob der Vater an, „hat Dich denn zu mir zurück geführt?" —

Ach! antwortete Hans, der bei dieser Frage sichtlich blasser geworden war und heftig zitterte und dem es nicht gelingen wollte, die innere Unruhe zu bemeistern, — ach! daß ich sie nicht zu erzählen hätte! Mich hat sie um meine Ruhe gebracht, — nun wird sie mir auch Eure Liebe rauben, so Ihr sie erfahret.

„Du erschreckst mich, mein Sohn," sprach Curt, „sprich, und foltere mich nicht länger!" Da sank Hans vor dem Vater, der sich im Lehnstuhle aufrichtete, auf das Knie, ergriff seine Hand und drückte

sie krampfhaft, gleich als fürchtete er, sie im nächsten Augenblick auf immer zu verlieren und tief seufzend, mit niedergebeugtem Haupte, sprach er mit erschöpfter Stimme: „Ich habe meinen Vetter Otto von Quitzow im Zorn erstochen und sein Vater hat mich verflucht!“

„Mörder!“ stöhnte der alte Ritter und sank in den Lehnstuhl zurück. Er war nicht mehr, ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein Ende gemacht. „Vater! Vater! schrie Hans aufspringend, „fluche mir nicht; höre mich, ich will mich rechtfertigen!“ — Da sah er das gebrochene Auge des Vaters, und die Hände ringend schrie er verzweifelnd: „Nun doppelt Mörder! Auch Vatermörder! — Stürze über mich Himmel und zerschmettere mich; öffne dich Erde und verschlinge mich!“ — Ohnmächtig sank er nieder. Herbeieilende Diener trugen den Bewußtlosen auf sein Zimmer. Lange dauerte es, ehe er wieder zu sich kam; aber es war dies nur die letzte Anstrengung einer auf's Aeußerste angegriffenen Lebenskraft gegen eine sie überwältigende Schwäche. Ein furchtbares Nervenfieber mit den wildesten Phantasien erschütterte das innerste Mark des Junkers und hielt ihn mehrere Monate auf dem Lager fest. In der ersten Zeit lebte er in einem bewußtlosen Zustande, nur selten kam ein lichter Augenblick, zu kurz, um erfahren zu lassen, was vorgegangen. Nicht wußte der Junker, wie man die Leiche des Vaters hinüber gebracht nach

Neuenhagen und sie beigesetzt neben die der theuren Mutter; erst später erfuhr er, wie er in den schwersten Stunden treue Wächter und Pfleger an Cunow und Guisbert gehabt.

Dieser hatte dem Junker besonders seine aufmerksame Pflege zu Theil werden lassen und manche Nacht war ihm an Hans Lager vorüber gegangen. Er war es auch, an dessen Arme Hans die rückkehrende Kraft erprobte, und auf welchen gestützt er die Frühlingslüfte einzuathmen wagte.

Schon hatten die Schneeglöckchen den Frühling eingeläutet, Buchen und Eichen prangten in frischem Grün, belebt von den Sängern der Lüfte, junge Kräuter dufteten Balsamgerüche, da erging sich Hans zum ersten Male nach seiner Krankheit an Guisberts Arm in der freien Natur auf dem schmalen Bergrücken, der von der Burg in das Thal führte. Er blickte nach Neuenhagen hinüber und ein tiefer Seufzer hob seine Brust. „Dort ruht er, den ich gemordet," sprach Hans und senkte das Haupt auf die Brust. „Sprecht nicht von Mord, Junker," erwiderte Guisbert. „Könnt Ihr dem Tode gebieten, wenn er plötzlich kommen will, oder ihm die Ursach vorschreiben, die er haben soll? Was Ihr Eurem Vater auch offenbart haben mögt, es kann seine Stunde beschleunigt haben, aber die Ursach zu seinem Tode war seine Treue, seine Aufopferung für seine Lehnsherren." — „Ach," seufzte Hans, „hätte ich mich doch nur

noch vor ihm aussprechen können! — Ich will es jetzt gegen Euch; sein Geist möge mich hören und zurücknehmen das letzte, harte Wort des Vaters!"

„Laßt ruhen in Eurer Brust, was Euch nur Schmerzen bereiten müßte," entgegnete Guisbert, „und offenbart dem Fremden nicht, was der Vater nicht mehr hörte."

„Ihr kränkt mich, Guisbert!" sagte Hans. „Ihr ein Fremder? Ist ein Fremder so besorgt um mich, wie Ihr? wacht ein Fremder so an meinem Lager, wie Ihr? — Ein Bruder seid Ihr mir geworden. — Erlaubt Ihr, daß ich Euch die Bruderhand reiche und Euch mit dem traulichen Du anrede?" — „Das war lange schon mein Wunsch!" sprach Guisbert rasch. Beide umarmten sich, aber Beider Gefühle waren ganz verschieden; Hans voll Freude, ein, wie er glaubte, treues Herz gefunden zu haben, dem er sich mittheilen, an das er sich anschließen konnte; Guisbert kalt berechnend, welche Vortheile ihm ein so inniges Verhältniß zu einem so begüterten und einflußreichen Ritter, wie Hans von Uchtenhagen, gewähren konnte.

„Mein Vater," begann Hans, „der Reformation zugethan, wie mein Großvater, wollte, daß auch ich eine Stütze derselben in der Mark werden sollte, und sandte mich deswegen nach Wittenberg auf die Universität. Dahin kam auch mein Vetter Otto von Quitzow. Das Schloß seines Vaters liegt, wie Du

weißt, in Garzau. Er war ein wilder Gesell und akademische Freiheit bestand ihm in einer Ungebundenheit, die auf Andere nicht Rücksicht nimmt. So viel ich konnte, hielt ich mich von ihm fern; er wurde mir deswegen gram und suchte nach einer Gelegenheit, mit mir gänzlich zu brechen und für die Vernachlässigung seiner von meiner Seite sich blutig an mir zu rächen. Ich verkehrte viel in dem Hause des Professors Lange, und ich muß gestehen, daß mich dahin eben so sehr die Anmuth und Schönheit seiner Tochter, wie die belehrenden Gespräche des Vaters zogen. Ueber diese Besuche scherzte Otto auf unverständige Weise an öffentlichem Orte; ich verbat es mir: er wurde heftig und rasch war sein Schwert gegen mich aus der Scheide. Wüthend drang er auf mich ein. Um mich zu vertheidigen, zog auch ich. Schon floß mein Blut aus mancher kleinen Wunde; da konnte ich mich nicht mehr halten, — ein unglücklicher Stoß und mein Schwert fuhr ihm durch die Brust. Entseelt sank er zu Boden. Als er fiel, empfand ich ganz, was ich gethan und centnerschwer lag meine Schuld auf mir. Ich sorgte für seine vorläufige Bestattung, dann setzte ich mich zu Roß und ritt nach Garzau, um selbst dem Vater zu sagen, was ich gethan. Das Entsetzen, den Schreck des alten Quitzow zu beschreiben, erlaß mir. Ich sank vor ihm auf die Knie, ich flehte händeringend um Verzeihung — er stieß mich zurück und seine Stimme erhebend, sprach

er: „Verflucht seist Du und Dein Geschlecht nach Dir! Dein Sproß verwelke, ehe er Frucht getrieben; und zerbrochen werfe man Dir Deinen Schild nach in die Gruft. Deine Burg zerfalle und nur ihre Trümmer mögen Deinen Namen nennen.“ „Von tiefem Schmerz zerrissen, floh ich und ging einem noch größeren Schmerze entgegen.“

Guisbert, der die innere Bewegung sah, in welche Hans durch die Erzählung dieses Vorfalls gekommen war, suchte ihn zu beruhigen, und, obwohl er die Schuld des Junkers erkannte, ihm zu beweisen, wie er außer Schuld sei an dem Tode seines Vetters, oder wie sich doch seine That rechtfertigen lasse, und noch inniger schloß sich Hans an den willkommenen Tröster an. Guisbert merkte dies sehr wohl und brachte dann, wenn er den Junker ganz beruhigt fürchtete, die That ihm in Erinnerung, regte ihn von Neuem auf, um ihn von Neuem trösten und zugleich der Neigung des Junkers gegen ihn frische Nahrung geben zu können.

So verfloß ein Jahr; Hans war in demselben mit den Gütern seines Vaters vom Churfürsten belehnt worden und hatte den Ritterschlag empfangen und den Lehnseid der Freienwalder Bürger entgegengenommen. Ihm wurde das Leben auf der Burg einsam und, obwohl es in Guisberts Pläne nicht

paßte, stimmte er dennoch, wie es schien, freudig ein, als Hans ihm den Vorschlag machte, die in der Umgegend ansäßigen Ritter zu besuchen. Von allen sehr freundlich und zuvorkommend empfangen und gebeten, seine Besuche doch zu wiederholen, that er dies besonders bei Ulrich von Sparr, einem tapferen Kriegsmanne, der für seine treu geleisteten Dienste das Rittergut Trampe zum Lehen erhalten hatte. Ihn zog Sophia, Ulrichs Tochter, ein Mädchen von achtzehn Jahren, in voller, jungfräulicher Blüthe, von schlankem Wuchs, mit blondem Haar und blauen Augen, aus denen Sanftmuth und Liebe strahlten. Zärtlich besorgt für ihren Vater, fühlte Sophie doch tief den Schmerz mit, der an des jungen Ritters Seele nagte und erschöpfte sich in kleinen Aufmerksamkeiten gegen ihn, um, wie sie meinte, ihm dadurch die trüben Gedanken zu verscheuchen. Es gelang ihr vollkommen, aber sie entzündete in dem Ritter auch eine Liebe, die er je länger, desto weniger in sich zurückzuhalten vermochte. Auch bei Sophie war das Mitgefühl zu einer Liebe geworden, die, wenn es gelten sollte, freudig das eigene Leben für das des Andern dahingäbe. Sich ihrer Liebe bewußt, lebten Beide in einer Spannung, die mit der Zeit unerträglich werden mußte, von der sie aber das Geständniß des Ritters erlös'te, der, einen günstigen Augenblick benutzend, sein Herz gegen Sophie offenbarte, und von ihr durch das süßeste Geständniß

auf das Reichlichste belohnt wurde. Mit Freuden segnete der Vater die Liebenden.

Von jetzt ab schien das Weh aus Hansens Brust verschwunden; von nichts Anderm redete er mit Guisbert, als von seiner Liebe und konnte empfindlich werden, wenn Guisbert vergangener Zeiten gedachte. Auch auf diesen hatte Sophie einen tiefen Eindruck gemacht, aber er hütete sich wohl, sich auch nur das Mindeste merken zu lassen. Ihm waren die Schilderungen Hansens von seinen Liebesfreuden, von seinem Glück eben so viele Dolchstiche und krampfhaft zog sich seine Brust zusammen, wenn Hans von seinem Hochzeitstage sprach.

Der zur Vermählung bestimmte Tag kam endlich heran und mit aller Feierlichkeit, mit allem Glanze holte der Ritter die junge Frau in sein Schloß, das jetzt dem Sitze der stillen, geräuschlosen Freude glich. Einer im Andern und durch den Andern glücklich, flossen ihre Tage ruhig dahin. Ihr Glück wurde erhöht durch die Geburt eines Söhnchens, den der Großvater über die Taufe hielt und Caspar nennen ließ (1596). Je größer aber das Glück Hansens und Sophiens wurde, desto größer die Qual Guisberts, der seine Leidenschaft für Sophie kaum mehr zu zügeln vermochte. Ahnte auch Sophie wohl, was in Guisberts Brust vorgehen mochte, wenn er sein Auge auf ihr weilen ließ, wo er sich nicht bemerkt glaubte, oder wenn er in sichtbare Verlegenheit gerieth,

wo ihre Hand zufällig die seine berührte; so hatte sie immer noch keine Gewißheit und mochte mit Vermuthungen ihren Gemahl nicht beunruhigen.

Da starb im Jahre 1598 Johann Georg. Ihm folgte sein Sohn Joachim Friedrich, und Hans von Uchtenhagen mußte nach Berlin reisen, um dem neuen Landesherrn den Huldigungseid zu leisten. Es war die erste Trennung von seiner jungen Gattin und um so schwerer, als er nicht einmal die Zeit bestimmen konnte, wann er wieder zurückkehren werde.

„Beruhige Dich, theures Weib," sprach er, „ich ziehe ja nicht in den Kampf und lasse Dich unter dem besten Schutze zurück. Guisbert bleibt ja hier und seiner Freundesliebe und Sorgfalt kann ich getrost mein Theuerstes anvertrauen."

Sophie seufzte. „Laß mir auch den alten Cunow hier," bat sie, „er ist ein so treuer Mensch und seine Gegenwart wird viel zu meiner Ruhe beitragen."

„Es sei," antwortete Hans, „obwohl es ihn schmerzen wird, der auch mit meinem Vater zur Huldigung gezogen war, und nun gewiß auch den Sohn gern begleitet hätte.

Der Abend vor der Abreise schwand in traulichen Gesprächen. Man stellte Vermuthungen auf über die Herrlichkeit der Spiele, die man dort geben, über den Glanz, den man dort entfaltet sehen würde. Am andern Morgen ritt Hans aus. Hundert Reiter

mit seinem Wappen auf ihren Brustharnischen, harrten seiner am Fuße des Schloßbergs.

„Lebt wohl, ihr Lieben," sprach er und umarmte seine Gattin, küßte den kleinen Caspar, der, vor dem fliegenden Federbusch sich fürchtend, scheu sich an den Busen der Mutter drückte, schüttelte Guisberts und Cunow's Rechte und schwang sich auf sein Roß. „Sorget und wachet wohl," sprach er zu ihnen, „das Kostbarste, was die Erde mir gegeben, lasse ich Euch zurück und von Euch fordere ich es wieder. Ich reite getrost fort, denn die Freundschaft des Einen und die lang erprobte Treue des Andern bürgen mir für Euch. — Lebt wohl, lebt Alle wohl!"

Damit ritt er zum Thore hinaus, unten empfing ihn das „Hurrah" seiner Reiter und im sausenden Galopp sprengte das glänzende Geschwader fort. Sophie winkte ihnen noch lange mit ihrem Tuche nach.

Diese Abwesenheit Hansens entfesselte die Leidenschaft Guisberts, sie ließ ihn weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe, sie beraubte ihn der Besonnenheit, und brachte ihn endlich dahin, sie Sophie zu gestehen, mit Anträgen, die den Zorn der edlen Frau entflammten.

„Herr von Neuschild," sprach sie, „besteht Euer Muth darin, schutzlose Frauen anzugreifen? Vergeltet Ihr so die Liebe meines seeligen Schwiegervaters

und die Freundschaft meines Gemahls? — Fortan kann keine Gemeinschaft mehr zwischen uns bestehen und noch heute müssen wir uns trennen. Und so befehle ich Euch denn, sogleich die Burg zu verlassen und Sonnenburg zu Eurem Aufenthalt zu wählen, bis mein Gemahl über Euch entschieden haben wird.',

Hiermit wollte sie zur Klingel greifen und ihren Dienerinnen schellen, aber Guisbert warf sich vor ihr auf die Knie.

„Verzeihung, gnädige Frau," rief er, „Verzeihung einem Wahnsinnigen! Eurem Befehle will ich gern gehorchen, ob er mich auch tödten wird, nur verschweigt meine Thorheit Eurem Gemahle, damit ich nicht seine Freundschaft, deren ich mich allerdings unwürdig gemacht, verliere."

„Um Hansens willen, dem Ihr einst ein treuer und sorgsamer Pfleger gewesen, will ich Euch verzeihen, will Eure schändlichen Reden der Vergessenheit übergeben," sprach sie. „Aber eilt nach Sonnenburg, und nicht eher tretet mir wieder unter die Augen, bis mein Gemahl zurück ist." Damit verließ sie das Gemach. Wüthend sprang Guisbert auf. „Rache! Rache!" rief er, und stürzte auf den Hof. „Sattle rasch mein Pferd," herrschte er den Knecht an, und kurze Zeit darauf flog er den Berg hinunter nach Sonnenburg.

Cunow hatte ihn fortsprengen sehen und besorgt um seine Gebieterin und ihren Sohn, trat er zu ihr

ein. Sie ruhete auf ihrem Polster und schien nachzusinnen, noch leuchtete das Roth des Zorns auf ihren Wangen. Als sie Cunow sah, sprang sie rasch auf. „Cunow," sprach sie zu ihm, der vor der zitternden Stimme der Frau erschrak, „mir wird es so ängstlich im Schloß, seit mein Gemahl fort ist; es ist mir, als wollten die Mauern mich erdrücken. Geh, rüste Dich, sattle die Pferde, und führe mich und mein Kind zu meinem Vater."

„Gleich, gnädige Frau, soll Euer Befehl erfüllt sein," sprach der treue Diener, und schritt seiner Kammer zu. „Ich dachte es wohl;" murmelte er für sich, „das hieß Oel in das Feuer gießen, bewahre uns Gott vor größerem Schaden." Dann nahm er sein Schwert von der Wand und schnallte es um, stürzte die Pickelhaube auf, legte den Harnisch an, und begab sich rasch in den Hof, um das Satteln der Pferde besorgen zu helfen. Darauf rief er seine Gebieterin, und nachdem diese das versammelte Gesinde zur Zucht und Ordnung während ihrer Abwesenheit ermahnt und befohlen, daß, wenn Herr von Neuschild nicht zurückkäme, sie in allen Stücken sich nach Cunow richten sollten, ritt sie, von Cunow, der den Knaben vor sich hatte, begleitet, und gefolgt vom Knechte, fort zu ihrem Vater, der sie mit Freuden empfing, obwohl nicht wenig verwundert, daß sie zu einer Zeit die Burg verließ, wo ihr Gemahl abwesend war.

Ungefähr eine Stunde von Freienwalde, tief im Walde versteckt, umgeben von hohen, waldbewachsenen Bergen liegt Sonnenburg, heute ein stattliches, bequem eingerichtetes Schloß mit der herrlichsten Umgebung, damals ein finsteres, aus Feldsteinen aufgeführtes Gebäude bestimmt zur Wohnung für die Jäger, welche des Forstes und des Wildes, das sich in großer Menge hier vorfand, zu hüten hatten. Zugleich mit zwei bequem eingerichteten Zimmern für Hans, wenn dieser nach der Jagd ruhen wollte. Einige tausend Schritte davon, nach Norden hin, in einem tiefen, gestreckten Thalkessel liegt ein See, der Baa-See genannt. Hohes Schilf steht am Rande desselben, und seine steilen Ufer tragen mächtige Eichen und Buchen, deren junger Aufschlag kaum zu durchdringen war.

An seinem Ufer sah man, fast vier Wochen nach der Verbannung Guisberts, um Mitternacht einen Mann von Norden her schleichen, sorgfältig sich die dunkelsten Stellen auswählend und oftmals scheu um sich blickend. Der Mond blickte düster durch die Zweige der Bäume und spiegelte sein Bild im Wasser des Sees, so lange es ihm die schnell vorüberfahrenden, dunklen Wolken gestatteten; der Wind pfiff durch den Wald und vermählte seinen Ton mit dem Geschrei der Eulen. — Die Gestalt des Mannes war untersetzt, und zeigte eine nicht gewöhnliche Kraft; sein Gesicht hüllte ein schwarzer Bart ein und unter

den buschigen Brauen blitzten ein Paar dunkle Augen hervor. Er trug ein Lederwamms, eine Mütze von schwarzem Filz, lange Reiterstiefel und einen kurzen Mantel; an seinem Ledergurte, in dem ein Dolch steckte, hing ein kurzes, breites Schwert. Ein großer, zottiger Hund war sein Begleiter. Beim Umherspähen hatte er oft hochgeblickt und die am Ufer stehenden, starken Eichen gemustert. Plötzlich stand er still. Einen abgebrochenen Zweig sah er vom Aste einer Eiche herabhängen und befand sich an einer Stelle des Sees, wo das fehlende Schilf einen Landungsplatz bildete, und eine Einbiegung des Berges einen sicheren Ruheplatz gewährte. Hier ließ der Mann sich nieder und vor ihn hin streckte sich sein Hund.

Er mochte so eine halbe Stunde gesessen haben, als plötzlich der Hund seinen Kopf hob und zu knurren anfing. „Ruhig Greif!“ sprach halblaut der Mann und legte dem Hunde die Hand auf den Kopf. Dieser richtete sich auf und stellte sich still, aber aufmerksam die Ohren spitzend, neben seinen Herrn, der ebenfalls aufgestanden war und die Rechte an den Griff seines Schwertes gelegt hatte. Wenige Minuten darauf bogen sich die herabhängenden Zweige auseinander und Guisbert trat zu dem Mann.

„Seid mir gegrüßt, Herr von Quitzow!“ redete ihn Guisbert an, „Ihr habt treulich Wort gehalten.“

„Ich habe Euren Worten vertraut, Herr von Neuschild," antwortete Hermann von Quitzow, ein Bruder des Otto von Quitzow, der durch die Hand Hansens von Uchtenhagen gefallen war. „Als wir uns bei meinem Vetter in Blumenthal vor ungefähr acht Tagen trafen und ich Euch erklärte, wie ich Hans von Uchtenhagen Rache geschworen, da nahmt Ihr mich bei Seite und botet mir Hülfe zur Ausführung derselben. Ihr wißt, wie ich staunte und laset wohl in meinen Augen meinen Zweifel. Hierher habt Ihr mich bestellt: — redet, erklärt Euch und seid meines Danks im Voraus versichert, wenn ich durch Euch zum Ziele gelange."

„Das sollt Ihr, Herr von Quitzow," entgegnete Guisbert; „aber kann ich Eurer ebenso gewiß sein bei der Erreichung m e i n e s Ziels?"

„Nennt es," sprach Hermann, „und ich werde sehen, ob es in meiner Macht liegt, Euch zu demselben zu führen. Ist es erreichbar für menschliche Kraft, dann baut mit Zuversicht auf meine Macht und die meiner Familie."

„Ich fordere nichts Geringes, nichts Leichtes," erwiderte Guisbert; „mein Ziel ist Uchtenhagens Land und Lehen. Den ganzen Stamm will ich verderben, aber mein sei dann sein Besitz."

„Ist es weiter Nichts," fuhr Quitzow rasch heraus, „dann laßt uns den Rachebund schließen. Sobald der letzte Uchtenhagen durch Eure Hand

gefallen, seid Ihr durch meine Macht Besitzer seiner Güter!"

Da vereinigten Beide nach Rache Dürstenden die Rechten und geschlossen war der Bund, der eine ganze Familie verderben sollte. Ebenso geräuschlos und unbemerkt wie sie gekommen waren, trennten sich die Bösewichter, jeder nachsinnend über die Mittel und Wege, sein Versprechen zu erfüllen.

Inzwischen waren die Huldigungsfeierlichkeiten in Berlin beendigt worden und Hans von Uchtenhagen kehrte auf seine Burg zurück. Schon früher benachrichtigt von dem Aufenthalte seiner Gattin auf Trampe, holte er dieselbe von ihrem Vater ab. Er fragte nicht nach dem Grunde ihrer Reise zu ihrem Vater, sondern glaubte ihn finden zu können und zu müssen in der kindlichen Liebe seiner Frau, welche die Abwesenheit des Gemahls benutzend, ihre Zeit ganz dem Vater hatte widmen wollen.

Nicht so ruhig ritt Sophie in die Burg ihres Gemahls ein. Sie wußte nicht, ob der, welcher sie so sehr beleidigt, wieder in der Burg ihres Gemahls seine dauernde Wohnung nehmen werde. Auch quälte sie die Angst, sie möchte bei dem Zusammentreffen mit Guisbert den gehörigen Gleichmuth nicht bewahren können, sondern durch äußeren Ausdruck innrer

Bewegung verrathen, daß zwischen ihr und Guisbert etwas Außergewöhnliches vorgefallen sei.

Keck aber, ja frech empfing Guisbert die Rückkehrenden, gegen die er Rache und Verderben brütete. Seiner Gefühle Meister, zeigte er äußerlich die herzlichste Freude, umarmte den Ritter, trug den Knaben, den er dem Vater abgenommen, unter vielen Küssen in das Zimmer und scherzte nach gewohnter Weise bei der Abendmahlzeit, während Hans von den Festlichkeiten, dem Glanze und der Schönheit der Damen erzählte.

Am andern Morgen aber sprach er zu Hans: „Nach Deiner Abreise und besonders als auch die gnädige Frau die Burg verlassen und zu ihrem Vater geritten, konnte ich es hier nicht mehr aushalten, wo mir die Freunde meines Herzens fehlten. Ich habe mich nach Sonnenburg übergesiedelt und hier der Jagdlust gepflegt. Aber nicht dies allein: meine Gegenwart war daselbst nothwendig, wenn unser Wildstand geschützt sein sollte und Du Dich hier mit Erfolg dem Vergnügen der Jagd öfter hingeben könntest. Auch jetzt noch ist meine Gegenwart dort nothwendig, und daher bitte ich Dich, mich ferner meine Wohnung in Sonnenburg nehmen zu lassen und mich heut' noch dahin zurückzusenden."

„Du weißt, antwortete Hans, „wie gern ich Dich um mich habe, doch thue, wie Du es für gut befindest. Nur mag Dein Aufenthalt in Sonnenburg

nicht lange währen, daß ich Deiner nicht zu sehr entbehre. Ich hoffe, daß Deine Freundschaft Dich wird eilen lassen, damit wir recht bald wieder beisammen wohnen können."

So ritt Guisbert fort. Ihm war freier um die Brust, als er aus der Burg war, in der ein Herz warm für ihn schlug, das er furchtbar zu täuschen, ja zu brechen vor hatte.

Hans und Sophie lebten ruhig ihre Tage unter Scherz und Liebe, in Freude über den kleinen Casper, der jetzt die ersten Worte stammeln lernte, eine süße Musik in den Ohren der liebenden Eltern. Nur selten wurde Sophiens Ruhe unterbrochen durch einen kurzen Besuch Guisberts, der unter allerlei Vorwänden seinen Aufenthalt in Sonnenburg zu verlängern suchte und hier Zeit und Gelegenheit genug zur Ausspinnung seiner ruchlosen Pläne hatte.

An Sophie wollte er besonders Rache üben und wie konnte er der zärtlichen Mutter tiefere Wunden schlagen, als indem er sie der süßen Mutterfreuden beraubte. So war es denn zunächst seine Absicht, Casper umzubringen, mit dessen Tode auch zugleich der hinsank, der der Erbe Hansens gewesen wäre. Dann aber wollte er sich an den Vater machen, den, wie er gewiß rechnen konnte, der Tod seines einzigen, geliebten Kindes in die tiefste Betrübniß versetzen würde.

Aber nicht sogleich wollte er die schwarze That ausführen. Drei Jahre ließ er dahin gehen, wie

sehr ihn auch Herrmann von Quitzow drängte und um Beschleunigung der Rache bat. Sophie war vollkommen sicher geworden, da schon eine so lange Zeit vorüber gegangen, ohne daß Guisbert auch nur ein Mal gezeigt hätte, er sei von seiner Leidenschaft nicht geheilt oder er sinne auf Rache. Schon bewegte sie sich wieder freier in seiner Gesellschaft und verbarg sich nicht mehr, wenn er kam, um ihren Gemahl zu einem Ritt oder zur Jagd abzuholen. Auch Hans hatte sich an die Trennung von Guisbert gewöhnt, und forderte nicht mehr so dringend, wie früher, dieser möge seine Wohnung wieder in der Burg nehmen

---

Zu Sendungen nach der Burg auf dem Schloßberge bediente sich Guisbert eines jungen, muntern Jägers, an dem Else, die Wärterin des kleinen Casper ein ebenso muntres, rothwangiges Bauernmädchen, ein besonderes Wohlgefallen gefunden hatte, und deren Liebe von dem Jäger erwidert wurde. Diese Sendungen waren mit der Zeit so regelmäßig geworden, daß Else die Ankunftszeit ihres Geliebten wußte und ihm, um länger mit ihm kosen zu können, mit dem kleinen Casper oft entgegen ging. Guisbert kannte dies Verhältniß seines Jägers aus einzelnen Reden der übrigen Jäger und gründete darauf den Plan seiner Rache.

„Claus,“ sprach er eines Tages zu seinem Jäger, „nimm diese Briefe und bringe sie zum Herrn

auf die Burg. Diesen Apfel aber gieb dem kleinen Casper. Wenn er ihn verzehrt, (setzte er lächelnd hinzu,) wird er Dir und Deinem Mädchen Ruhe zum Scherze lassen. Aber nur dem Knaben gieb ihn und sage Niemand etwas davon, weder woher Du den Apfel erhalten, noch daß Du ihn gegeben."

Claus ging. Schon vom Fuße des Schloßbergs aus sah er seine Geliebte mit Casper ihm entgegen kommen. Ein kleines, weiß und braun geflecktes Hündchen, vom Großvater ihm geschenkt, sprang freudig bellend, dem Knaben vorauf. Rasch schritt Claus den Berg hinan und nachdem er die Kommenden flüchtig begrüßt, und die Dirne gebeten, auf ihn zu warten, trug er eilig die Briefe zum Ritter.

Zurückgekehrt aus der Burg, ging er mit Else und dem Knaben den Berg hinab und ließ sich hier mit ihnen auf eine Bank nieder, die umschattet von dichtem Gesträuch, sie den Blicken der Vorübergehenden entzog. Hier gab Claus den Apfel an den Knaben, der, hoch erfreut über die schöne Frucht, sie sogleich zum Munde führte; Elsen aber verbot Claus, es der Herrschaft zu erzählen. — Da sprang ängstlich und unruhig bellend das Hündchen an dem Knaben hinauf, gleich als wollte es ihm den Apfel entreißen, oder, wenn dies ihm nicht möglich wäre, doch den Knaben vor der drohenden Gefahr warnen. „Sieh," sprach Else, „wie das neidische Thier dem Knaben den Apfel mißgönnt." Lächelnd wehrte das

Kind das Hündchen ab und in Freuden über das Geschenk, verzehrte es den Apfel. — Ach! es aß sich den Tod! Denn vergiftet war der Apfel, mit einem nicht schnell, aber sicher tödtenden Gifte, und schon nach einigen Wochen zeigten sich die ersten Wirkungen. Eine Traurigkeit beschlich den Knaben, wie er sie früher nie gehabt; seine Lebendigkeit verlor sich, das Roth seiner Wangen erblich, der Glanz seiner Augen verlosch; der Knabe verging, wie eine Blume dahin welkt, die vom giftigen Wurme angenagt, ihr Leben endet, ehe sie ihre Bestimmung erreicht hat. —

Vergnügt und ohne nur im Entferntesten zu ahnen, welches Unheil er angerichtet, kehrte Claus nach Sonnenburg zurück und erzählte Guisbert, wie und wo er Casper den Apfel gegeben und wie dieser ihn verzehrt habe. Ein reichliches Lob und einige Goldstücke waren sein Lohn — aber nicht der ganze. Am folgenden Tage schickte ihn Guisbert mit einem Uriasbriefe zu dem Herrn von Quitzow nach Blumenthal. Auf dem Rückwege von daher lauerte der Meuchelmord auf ihn; er fiel, von einer Kugel getroffen, und Guisbert war von einem Menschen befreit, der später vielleicht sein Verräther werden konnte.

Bis zum Jahre 1603 siechte der Knabe; da starb er. Der Schmerz seiner Eltern war unaussprechlich, sein Mörder aber heuchelte eine Betrübniß,

die ihn dem Ritter noch werther machte. Casper wurde in der Stadtkirche zu Freienwalde vor dem Altare begraben. Ein weißes Sterbegewand hüllte ihn ein und um seinen Hals hatte die Mutter eine Schnur gelegt, an der ein kleines, etwa anderthalb Zoll langes, aus Gold gearbeitetes Buch hing, in dessen Inneres, verschlossen durch einen Schieber an der untern Seite, die Mutter eine goldene Münze und einen Zettel mit der Bibelstelle Psalm 63, V. 10 gelegt hatte. Von dem Knaben aber, wie er im offenen Grabe liegt, geschmückt mit der Schnur und dem goldenen Buche daran, ließ der Vater ein Gemälde anfertigen, das er in der Kirche aufhängte, wo es noch jetzt zu sehen ist. Jene Bibelstelle aber hatte die Mutter zum Text der Leichenpredigt ausgewählt, um zugleich in ihr anzudeuten, daß der Knabe durch verruchte That gestorben sei. Denn daß der Knabe vergiftet sei, hatten alle zu Rathe gezogenen Aerzte erklärt.

Auch auf Else hatte der Tod Caspers einen tiefen Eindruck gemacht. Schon seit Jahren hatte es ihr schwer auf dem Herzen gelegen, wie wohl der Apfel, den Claus dem Knaben gegeben, die Ursache seiner Krankheit sein könnte. Aber theils hatte die Schaam, ihr Verhältniß mit Claus zu offenbaren, theils die Furcht, als Mitschuldige, oder doch als Mitwisserin zur Strafe gezogen zu werden, theils auch die Hoffnung, Caspers Krankheit, die sich so

sehr in die Länge zog, werde sich durch die Kunst der Aerzte wieder heben lassen, sie abgehalten, ihrer Herrschaft mitzutheilen, was sie drückte. Jetzt aber, wo der Knabe todt war, drängte sie jedes Bedenken zurück, und gestand mit thränendem Auge, was sie bisher verheimlicht. Sophie, als sie dies gehört, ahnte den Zusammenhang bei dieser schwarzen That. Sie sagte Hansen nichts von ihrem Verdachte, aber sie nahm sich vor, Guisbert zu beobachten, welchen Eindruck die Erzählung Else's auf ihn machen würde. Nicht lange brauchte sie darauf zu warten, denn schon denselben Abend brachte Guisbert bei Hans zu und als dieser in Guisberts Gegenwart Else ihre Geständnisse wiederholen ließ, wechselte er oft leicht, aber von Sophie bemerkt, die Farbe. Nur kurze Zeit hielt er sich dann auf der Burg auf und eilte zurück nach Sonnenburg. Auf dem Wege dahin wurde es ihm klar, daß er zu eilen nöthig habe, die ganze Familie zu verderben, wolle er zu seinem Ziele gelangen; denn, nachdem einmal der Verdacht, wie er glauben konnte, sich wenigstens in Sophie erhoben, konnte ihm sehr leicht durch Vorsicht von der andern Seite sein Plan mißlingen.

Aber auch Sophie war nicht unthätig. Sie beschloß bei sich, Guisbert im Geheimen bewachen zu lassen und Keiner erschien ihr hierzu passender, als der alte Cunow. Ihn ließ sie rufen, ihm offenbarte sie sich, ihm theilte sie ihren Plan mit, und dieser,

aus Liebe zu seiner Gebieterin, aus Treue zu seinem Herrn, und lange schon einen Groll gegen Guisbert hegend, der, wie er meinte, ihm die Liebe seiner Herrschaft zum Theil genommen, wählte sich aus den Reisigen des Ritters die Listigsten aus und besetzte mit ihnen noch in derselben Nacht still und unbemerkt alle Wege, die von Sonnenburg aus nach den umliegenden Ortschaften führten.

Sophie hatte die Nacht schlaflos zugebracht, ein Theil derselben war ihr verstrichen in der Unterredung mit Cunow, der andere Theil unter Thränen, die sie über das traurige Schicksal ihres Söhnchens weinte, geschwunden. Mit verweinten Augen trat sie am Morgen in Hansens Gemach, der ihr entgegen ging und sie zu trösten versuchte. Da theilte sie ihm ihren Verdacht mit; Hans suchte ihr denselben auszureden; als sie ihm aber von dem Betragen Guisberts in seiner Abwesenheit Kunde gab, als sie ihn auf den Tod des Jägers aufmerksam machte, kurz zuvor ehe der Knabe zu kränkeln anfing, als sie Else's Geständnisse hinzunahm; da begann auch Hans an der Redlichkeit seines Voigtes irre zu werden. Bald sollte er zur Gewißheit kommen.

Guisbert hatte, sobald er an jenem Abend nach Hause gekommen, einen Plan entworfen, wie er zum Ziele gelangen wollte. Er hatte Alles genau berechnet,

genau bestimmt; nichts fehlte ihm als die Bewilligung Hermann von Quitzow's, mit dem er in Gemeinschaft handeln mußte. Dieser Letztere hielt sich zu jener Zeit grade bei seinem Vetter in Blumenthal auf; Guisbert wußte dies und kaum tagte es, als er einen seiner Jäger mit einem Briefe an Hermann absandte. Aber auch dieser Weg war kurz zuvor von Cunow selbst und einem Reisigen besetzt worden und der Jäger war nicht wenig erstaunt, jene in so früher Stunde hier zu finden.

„Woher denn schon so frühe?“ redete sie der Jäger an.

„Wir warten hier auf den Herrn, der nach Sonnenburg geritten ist,“ antwortete Cunow. „Wohin willst Du denn?“

„Nach Blumenthal,“ war die Antwort des Jägers, der von Guisberts Plänen nichts wußte, „um an den Herrn von Quitzow einen Brief zu bringen.“

„Dahin wirst Du nicht gehen!“ rief Cunow, und warf den Jäger, der sich dessen nicht versah, zu Boden. Schnell hatte der Reisige ihm die Hände gebunden, Cunow ihm den Brief abgenommen, und rasch ging es mit ihm nach der Burg.

Vergebens bat der Jäger um Aufschluß; er erfuhr nichts. Erst auf der Burg nahm man ihm die Stricke ab und brachte ihn in das Zimmer der Frau.

Cunow stattete den nöthigen Bericht ab und übergab den Brief, dessen Wachssiegel Sophie vorsichtig öffnete und dessen Inhalt sie mit immer größer werdendem Erstaunen las. Da ließ sie den Ritter rufen.

„Hier hast Du den Beweis seines Verrathes," sagte Sophie zu dem eintretenden Hans. Dieser las und wollte seinen Augen nicht trauen. Dann wandte er sich mit zornfunkelnden Blicken zu dem Jäger.

„Was weißt Du davon?" fragte er ihn, ihm den Brief zeigend. Der Jäger fiel ihm zu Füßen. „Herr!" sprach er, „bei Gott im Himmel, ich weiß Nichts, gar Nichts. Heut früh gab mir Herr von Neuschild diesen Brief da und sprach: „Trag ihn nach Blumenthal zu dem Herrn von Quitzow, dort wirst Du dessen Vetter Hermann finden; an ihn gieb diesen Brief." Seinen Inhalt kenne ich nicht; was Herr von Neuschild will, weiß ich nicht. Herr! habt Erbarmen mit mir Unschuldigen!"

„Ich glaube Dir;" sprach der Ritter, „aber zum Beweise Deiner Unschuld sollst Du mir auch die Antwort bringen. „Geh," sprach er zu Cunow, „laß ein Pferd satteln, daß die verstrichene Zeit wieder eingebracht werde."

Während dies geschah, copirte der Ritter rasch den Brief und verschloß ihn sorgfältig wieder mit dem unverletzten Wachssiegel; Sophie aber ließ den Jäger mit Speise und Trank erquicken und einige Goldstücke in seine Hand gleiten. Als Alles fertig

war, sprach Hans zu dem Jäger: „Reite hin, gieb den Brief ab, bringe mir die Antwort hierher, beobachte über Alles das tiefste Schweigen und sei meines Dankes gewiß.“ Damit verließ er ihn, ohne auf die Worte des Jägers, der seine Treue gegen seinen Herrn aussprach, zu achten. Rasch sprengte der Jäger von dannen und noch an demselben Tage hatte Hans die Antwort in Händen, die, nachdem sie wieder copirt war, an Guisbert gebracht wurde. Auf Umwegen näherte sich der Jäger Sonnenburg und sein langes Ausbleiben mußte eine erdichtete Abwesenheit Hermanns erklären. —

Nun konnte Hans nicht länger zweifeln, er hatte die deutlichen Beweise in der Hand. Entrüstet über die Treulosigkeit Guisberts bot er Alles auf, dessen Pläne zu vereiteln. Aus dem Briefe Guisberts an Hermann hatte er ersehen, wie auch sein Leben gefährdet sei, aus Hermanns Antwort aber, wie beide sich an dem früheren Orte und zur bestimmten Zeit wieder treffen wollten, um die Besitznahme von Hansens Eigenthum für Guisbert zu verabreden. Hier wollte der Ritter Beide fangen; — aber wo lag dieser Ort? wer konnte über ihn Auskunft geben? Der treue Jäger that es, obwohl nur in einer Vermuthung. Ein Reh, von ihm angeschossen, hatte sich vor den verfolgenden Hunden nach dem Baa-See

geflüchtet und war gerade an der Stelle verendet, wo Guisbert und Hermann ihre erste Zusammenkunft gehabt hatten. Der aufmerksame Jäger hatte hier den aufgehängten, jetzt vertrockneten Zweig noch hängend gefunden und ihn hängen lassen, weil er meinte, einer seiner Genossen habe sich hier ein Zeichen gemacht. Aber Alle hatten von dem Zweige nichts gewußt. So konnte nur Guisbert den Zweig aufgehängt haben; und die Fußtapfen, die er am Boden bemerkt hatte, ließen den Jäger auf eine Anwesenheit von zwei Personen schließen. Jetzt wurde dies wieder in seinem Gedächtniß lebendig und eine angestellte Messung der Stiefel Guisberts und der Fußtapfen an der Stelle neben dem See brachten ihm seine Vermuthungen zur ziemlichen Gewißheit. Ohne Verzug theilte er dies dem Ritter mit, denn er wußte ja, daß schon in der folgenden Nacht die Zusammenkunft Statt finden sollte.

Hans rüstete sofort zehn Reisige und versteckte sie und sich mit Cunow in dem Gebüsche um jene Stelle. Gegen Abend war er mit ihnen durch Freienwalde gezogen, damit er kein Aufsehen errege; mit der hereinbrechenden Nacht war Alles in Ordnung. Fand er sie hier nicht, dann wollte er gegen Morgen Guisbert in Sonnenburg gefangen nehmen.

Gegen 11 Uhr des Nachts verließ auch Guisbert Sonnenburg und begab sich, heut ziemlich sorglos, zur Stelle am See. Ihm nach schlich der Jäger,

von ihm unbemerkt. Er hatte bei sich beschlossen, Zeuge der Unterredung zu sein, und seinem Herrn den Inhalt derselben mitzutheilen. Um Mitternacht sah man bei dem klaren Mondscheine einen kleinen Kahn still an dem Ufer des Baa-Sees einhergleiten, geführt von einem Manne, der den Schatten des Schilfs zu seiner Deckung zu benutzen suchte. Es war Hermann von Quitzow, wieder begleitet von seinem Hunde. Ihm hatte der Gang am See nicht gefallen, daher hatte er den Kahn, den die Fischer am Ende des Sees hatten stehen lassen und den er gefunden, benutzt, um sich bequemer zu Guisbert zu begeben.

Hans sah ihn heranrudern und gab seinen Reisigen das Zeichen, sich bereit zu halten. Näher schlich er dem Platze und konnte unbemerkt von ihnen jedes Wort vernehmen. Hier hörte er, wie Guisbert den kleinen Casper vergiftet und Hans ebenfalls durch Gift aus dem Wege räumen wollte, ja wie ihm sein Todestag schon bestimmt wurde. Hier erfuhr er, wie Hermann bereits 200 Mann in der Stille gerüstet habe, die die Burg bei Freienwalde besetzen sollten, ja, wie seine Verwandten versprochen hätten, allen ihren Einfluß anzuwenden, daß Guisbert mit Uchtenhagens Besitzungen belehnt werden sollte, wie bereits die Einleitungen dazu gemacht seien. Als sie sich aber die Rechte reichten zur Besiegelung des blutigen Bundes, da schrie Hans: „Verräther! Mörder!“ und

seine Getreuen stürzten aus ihrem Versteck hervor auf die Verruchten, die sich eiligst in den Kahn flüchteten, vom Lande stießen und rasch fort ruderten. Da krachte ein Schuß — und Guisbert fiel lautlos über den Bord des Kahns; in den Wellen des Baa-Sees fand er sein Grab und nie ist sein Leichnam zu Tage gekommen. Durch die Bewegung des kleinen Kahns hatte aber Hermann von Quitzow auch das Gleichgewicht verloren und war in den See gefallen. Des Schwimmens unkundig vermochte er sich nicht zu retten; der Kahn war zu weit fortgetrieben, als daß er von ihm, der noch öfter sich empor arbeitete und nach Hülfe rief, erfaßt werden konnte; die am Ufer Stehenden konnten ihn nicht retten, da ihnen die Mittel dazu fehlten, — er sank und auch ihn hat der Grund des Sees, in den auf ihm liegenden und in sich verwickelten Zweigen festgehalten. —

Tief erschüttert und ergriffen von den Scenen, deren Zeuge er gewesen, von dem Gerichte, das Gottes Arm über die Gottlosen hier gehalten, kehrte der Ritter zur Burg zurück. Innig umarmte er seine Gattin, die er als seine Lebensretterin begrüßte; aber den Glauben an die Menschheit, an ihre Freundschaft hatte er verloren.

Ihn traf im folgenden Jahre der Schmerz, sein geliebtes Weib durch den Tod zu verlieren. Da schloß er mit dem Churfürsten einen Vergleich, wonach er ihm seine Besitzungen verkaufte, die Hälfte

gleich abtrat, die andere Hälfte aber bis zum Tode behielt, nach welchem sie auch an den Churfürsten fallen sollte. Fortan lebte er in Freienwalde, wo er sich, um in der Nähe seiner Lieben zu sein, bei der Kirche ein Haus baute, das erst im Anfange des 18. Jahrhunderts niedergerissen worden ist. Zum Andenken aber an die Vergiftung seines Söhnchens ließ er ein Bild malen, das den Knaben im grünen Kleidchen vorstellt, den vergifteten Apfel in der Hand und an ihn hinaufspringend das warnende Hündchen, welches Bild er in der Kirche neben das schon erwähnte, auf dem der Knabe im Sarge liegend gemalt ist, hinhängte. Auch dies ist noch vorhanden; beide hängen noch heut neben einander in der Nähe des Altars. Auch das goldne Buch und darin die Münze und der fast zerstörte Zettel sind noch da, und befinden sich bei der Kirchenkasse.

Hans von Uchtenhagen starb im Jahre 1618 und mit ihm erlosch sein Stamm. Sein Schild wurde über seiner Gruft zerbrochen, zum Zeichen, daß kein Erbe desselben vorhanden sei; seine Burg zerfiel und nur ein geringes Stück Mauer zeigt heut dem Besucher des Schloßbergs bei Freienwalde, daß sie da gewesen. Von Casper aber erzählt die Sage, daß er an seinem Sterbetage um Mitternacht aus seiner Gruft hervorgehe und in der erleuchteten Kirche laut und weitschallend seine Stimme erhebe — eine Todtenklage über sein Ende und das seines Geschlechts!

II.

Der Marienberg bei Freienwalde.

Es ist bekannt, wie Carl der Große, jener mächtige Frankenkönig, von den besiegten Völkern, wenn sie noch Heiden waren, die Annahme des Christenthums forderte. Die Völker, wollten sie den Frieden haben, fügten sich in die unwillkommene Bedingung; sie ließen sich taufen, aber bei der nächsten Gelegenheit kehrten sie öffentlich zu dem Glauben der Väter zurück, dem sie im Stillen angehangen, den sie eigentlich nie verlassen hatten, und opferten in ihren Eichen- und Buchenhainen ihren Götzen. Die Art und Weise, wie Carl das Christenthum bei ihnen einführte, hatte es ihnen verhaßt gemacht, und erst, als von Gott begeisterte Boten den Glauben an den Erlöser verkündigten, gewannen die Deutschen denselben lieb. Aber auch hier noch kamen Rückfälle in das Heidenthum vor und oft genug röthete das Märtyrerblut ergreis'ter Priester die Altäre und die christlichen Stiftungen gingen unter. Als jedoch, mit dem Tode seines letzten Beherrschers Knut (gest. 1131), das große, wendische Reich zerfiel, als Albrecht der Bär die Bisthümer Brandenburg und Havelberg in

der neu gegründeten Mark wieder hergestellt, als Herzog Heinrich der Löwe die Obotriten bezwungen hatte, da war dem christlichen Glauben in Nieder-Deutschland eine bleibende Stätte bereitet und überall erhoben sich in der Mark, meist an den Orten, wo einst die Altäre der Götzen gestanden hatten, christliche Kirchen und Kapellen, von deren Dasein uns entweder ihre Trümmer den Beweis geben, oder die Sage uns berichtet. Besonders aber war es die Maria, der zu Ehren jene Kirchen benannt wurden und noch heut zu Tage tragen sehr viele ihren Namen; auch viele Berge sind nach der Marie benannt und man kann stets mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß auf einem solchen Berge eine Kirche oder doch eine Kapelle gestanden, welche der Maria geweiht war.

So giebt es auch, ungefähr eine Viertelmeile von Freienwalde, auf dem Wege nach dem reizend gelegenen Falkenberg, einen Marienberg, auf dem eine nicht unbedeutende Kapelle in früherer Zeit gestanden hat, deren Trümmer noch im 16. Jahrhundert sichtbar waren; jenem Berge zur rechten Seite ein Thal, der Marienplan genannt, auf welchem heut das Alaunwerk aufgebaut ist; am Fuße des Berges aber eine Quelle, die Marienquelle oder das Marienfließ geheißen, welche, nachdem sie ihr Wasser ungefähr 200 Fuß weit getrieben, sich wieder im Sande verliert. Der Bau der Chaussee von

Freienwalde nach Neustadt hat ihrem früheren Laufe jetzt eine andere Richtung gegeben und denselben noch verkürzt.

Wie aber jene Kapelle erbaut worden, das möge uns zu erzählen erlaubt sein. —

In einer der Hütten, die am Oderstrome in alter, grauer Zeit da standen, wo heut die freundliche Stadt Freienwalde liegt, saß der alte Fischer Udo, ein ehrwürdiger Greis mit wenigem, silberweißen Haupthaar und langem, grauen Barte. Schon zählte er achtzig Jahre, aber aus seinen Augen blitzte noch das Feuer der Kraft und sein Alter hatte seine hohe Gestalt noch nicht gebeugt; noch war er im Stande, selbst bei Sturm und Wetter, hinauszufahren auf den breiten und schnell fließenden Oderstrom, dessen Wellen seinen Hof bespülten, und das kleine Fahrzeug sicher und geschickt zu lenken; keiner wußte besser, als er, die Fische zu umgarnen und in das Netz zu locken. Er hatte viel in seinem Leben erfahren und manche Schlacht mitgefochten, wenn der Gaugraf die rüstige Mannschaft ins Feld geführt. So manchen Schmerz hatte er erduldet, denn ein geliebtes Weib und sechs Söhne in voller Jugendkraft hatte er verloren; von allen seinen Lieben war ihm eine Enkelin geblieben, die Tochter seines ältesten Sohnes, deren Mutter bei der Geburt des Kindes gestorben war.

Udo war der Aelteste in der Gemeinde und genoß die allgemeine Achtung; wie einen Vater verehrte ihn Jung und Alt und bei Berathungen gab sein Wort stets den Ausschlag.

Er saß auf einem Lager von Laub, über das Schaffelle gebreitet waren, die ihre rauhen Seiten nach Außen kehrten. Ihm gegenüber saß seine Enkelin Valesca, ein Mädchen von sechszehn Jahren, von schlankem Wuchse, blondem Haar, das in langen Locken ihr über Nacken und Schultern floß, und blauen Augen. Sie war das schönste Mädchen in der ganzen Gemeinde, und wie ihr Großvater im Rathe der erste war, so galt ihr Wort, wenn an lauen Sommerabenden die Jünglinge und Jungfrauen sich zum Tanze vereinten, und selbst die Alten säumten nicht, sich um sie zu schaaren, wenn Valesca in Bardenliedern, die sie vom Großvater erlernt, die Thaten der Vorfahren mit ihrer anmuthigen Stimme besang. Beide saßen stumm einander gegenüber; sie hatten ihrer Dahingeschiedenen gedacht, deren Urnen sie jetzt nicht einmal besuchen konnten. Denn hoher Schnee deckte die Erde und gerade heut Abend saus'te bei strenger Kälte der Sturm daher und peitschte die fallenden Flocken gegen die Fenster, deren Scheiben aus dünnem Horn gemacht waren. Das dem Erlöschen nahe Feuer auf dem Heerde brachte Valesca in Bewegung, sie stand auf, um frische Scheite aufzuwerfen und die Glut zu vermehren — da schlug

der treue Wächter des Gehöftes an und nicht lange darauf klopfte es an die Thür der Hütte. Rasch erhob sich Udo und öffnete die Thür. Ein Unbekannter trat ihm entgegen, von hoher Gestalt; schwarze Locken, auf denen der Schnee lag, drängten sich unter der Kopfbedeckung von grobem Zeuge hervor, und ein dunkler Bart kräuselte sich um Mund und Kinn. Ueber den ledernen Unterkleidern hatte er ein graues Gewand, das ihm bis zum Kniee reichte, und um die Mitte des Körpers mit einem Gürtel befestigt war. Ein abgebrochener Tannen-Ast war sein Stab.

„Wirst Du einem Fremdlinge die Einkehr unter Dein Dach gewähren?" fragte der Fremde, indem er zweifelnd und die Antwort abwartend vor der Thür stehen blieb.

„Wahrlich," entgegnete Udo, „von weit her mußt Du kommen, da Du nicht zu wissen scheinst, wie die Gastfreundschaft uns heilig ist und der Fremdling getrost zu unserer Hütte eingehen kann. Tritt ein! — was ich zu geben habe, wirst Du empfangen. Sei willkommen unter meinem Dache!"

Damit reichte er dem Gaste die Rechte und führte ihn in das Zimmer, das von dem auflodernden Feuer erhellt und erwärmt wurde.

„Sei willkommen, Fremdling!" sprach auch Valesca, als dieser in die Stube trat und reichte dem sichtlich Ueberraschten die zarte Hand. Dann ging sie eilig in die Kammer und brachte Brod und

Milch und geräucherte Fische, stellte sie vor den Fremdling auf den eichenen Tisch und forderte ihn, der sich mit dem Großvater auf das Lager gesetzt, auf, zu essen und zu trinken. Und nachdem der junge Mann sich gestärkt mit Speise und Trank, wurde ihm das Lager neben dem des Großvaters bereitet und Beide überließen sich hier der Ruhe, während Valesca den Schlummer in dem an das größere Zimmer stoßenden Kämmerchen suchte.

Kaum graute der Tag, als Alle sich vom Lager erhoben und nachdem sie das Frühstück verzehrt, das Valesca aus Milch und Brod ihnen bereitet, sagte Udo zu seinem Gaste: „Siehe, noch stürmt es draußen und dicht fällt der Schnee. Zürnen würde mir Teut, der Beschützer der Wanderer, wollte ich Dich in solchem Wetter ziehen lassen. Leicht könntest Du stecken bleiben in unsern Hohlwegen, wolltest Du Deinen Weg gen Mittag richten, oder Dein Fuß könnte versinken im trügerischen Moore, ginge Dein Weg gegen den Aufgang oder Untergang. Darum bleibe hier, bis heitre Tage eintreten und laß es Dir wohl sein in meiner Hütte. Dich zu pflegen, soll Valesca's und meine Sorge sein."

Gerührt reichte der Gast dem Wirthe die Hand „Ich bleibe," sprach er, „Deine Liebe bürgt mir für meine Sicherheit."

„Wie kommt solcher Zweifel in Dein Herz?“ sprach Valesca und trat näher zum Großvater, der sich über die letzten Worte seines Gastes erhoben hatte.

„Zürnet mir nicht!“ entgegnete rasch der Fremdling. „Ehe ich bei Euch den gastlichen Heerd fand, war ich wie der gejagte Hirsch und mein Leben war so unsicher, wie das des Kriegers in der Schlacht. Du hast mir die Gastfreundschaft angeboten; ich bin sicher bei Dir. Aber Du sollst auch wissen, wen Du beherbergst. Wenn Du mich gehört hast, dann entscheide, ob ich Deiner Gastfreundschaft werth bin. Bis dahin binde Dich Dein Wort noch nicht.“

Aengstlich gespannt horchten Beide; sie vermutheten einen Menschen vor sich zu haben, den für seine Verbrechen die Rache verfolge und dem der suchende Arm der Gerechtigkeit keine Ruhe lasse. Endlich drängte sich Valesca an den Großvater und mit ihren Vermuthungen entstand zugleich der Wunsch, es möge der Fremdling, der Beiden nicht gleichgültig geblieben, rein von jeder schwarzen That sein.

Dieser aber, nachdem er tief Athem geholt, gleich als würde es ihm schwer, das Folgende auszusprechen, fuhr langsam fort:

„Mein Name ist „Berengar; ich bin ein Christ! — Ich habe meinen Herrn Euren Landsleuten an der Ufer verkündigt. Meine Gefährten sind erschlagen — ich bin wie durch ein Wunder dem Tode entgangen.“

Der Eindruck, den diese Worte auf Udo und Valesca gemacht hatten, war nicht zu verkennen. Udo sammelte sich zuerst und während Valesca bald ihren Großvater ansah, bald auf den Fremdling blickte, der gesenkten Hauptes vor ihnen stand, sein Urtheil erwartend, reichte Udo dem Jünglinge die Hand und sprach: „Was ich versprochen, halte ich, und wärst Du der Mörder meines Kindes. Die Verschiedenheit der Religion trenne uns nicht. Ich sehe nicht auf das Bekenntniß, ich sehe auf die That; nach ihr steht oder fällt mir der Mensch. — Unter mein Dach bist Du gegangen, meinen Schutz sollst Du genießen und unsere Gemeinde wird mir darin beistehen.“ —

So war denn Berengar ein Hausgenosse Udo's und Valesca's geworden, nicht blos für die Zeit, wo es draußen stürmte und der rauhe Winter die Weiterreise versagte, sondern so lange es ihm gefiel, bei ihnen zu bleiben.

Berengar war der jüngere Sohn einer angesehenen Familie in Süd-Deutschland. Von Jugend auf war er im Christenthume unterrichtet worden und hatte dasselbe so lieb gewonnen, daß er seinem Heilande sein ganzes Leben zu weihen gelobte. Mehrere Jahre hatte er als Mönch in einem Kloster des südlichen Deutschlands gelebt, bis die Kunde von dem Heidenthume, in dem die im Norden bezwungenen Völker

lebten, in ihm den Wunsch rege machte, wie einst die Apostel auszugehen und in der Verkündigung des Evangeliums das Gebot des Herrn zu erfüllen: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie.

Von einigen Gefährten begleitet, hatte er sich zuerst nach Bremen begeben zu dem dortigen Erzbischofe, war von diesem zu jenem Berufe geweiht und dann in die Gegenden gesandt worden, welche zwischen der Ufer und Oder liegen. Man hatte ihn zuerst freundlich aufgenommen, da er sich an das, was er vorgefunden, angeschlossen, wenn auch nicht die Götzen, so doch die religiösen Meinungen der Bewohner geehrt hatte und allmälig, wenn auch nicht bei Allen, so doch bei Einigen desto sicheren Eingang gefunden, die er als die ersten Bausteine seiner entstehenden Gemeinde ansehen konnte. Ihr Glaube kam vom Herzen und ihr Bekenntniß bei der Taufe war frei von jeder Rücksicht; was ihr Mund bekannte, fühlte ihr Herz.

Doch nicht lange sollte Berengars Freude über einen so gesegneten Anfang dauern; herrschsüchtige Priester, die ihre Macht und ihre Einkünfte zu verlieren fürchteten, wenn der Christenglaube sich weiter verbreitete, regten das Volk auf, steigerten den Aberglauben zum Fanatismus und Märtyrerblut floß. Berengars Gefährten wurden ergriffen und getödtet, Berengar selbst aber sollte dem Götzen zum Opfer

gebracht werden, dessen Altar er zu zerstören gedroht hatte. Man hatte ihn in einer Hütte unter einer Eiche verwahrt und Priester bewachten ihn. Da fuhr ein Blitzstrahl herab, zersplitterte die Eiche, streckte die Wächter zu Boden, zündete die Hütte an, und Berengar, der sich aus den Flammen rettete, sah sich befreit. Rasch eilte er der mittäglichen Gegend zu, um in sein Vaterland zurückzukehren; der daher brausende Sturm und der Schnee machten seine Wanderung zu einer höchst mühsamen und schon waren seine Kräfte so erschöpft, daß er an eine Fortsetzung seines Weges kaum mehr denken konnte, als ihn die gastliche Hütte Udo's aufnahm und deutsche Gastfreundschaft ihm eine Stätte gewährte, wo er in Ruhe neue Kräfte zu neuer Anstrengung sammeln konnte.

Bald war es unter der kleinen Gemeinde bekannt, daß Udo einen Fremdling bei sich beherberge, und Udo benutzte die nächste Gemeinde-Versammlung, wohin er Berengar mitnahm, ihn vorzustellen und den Schutz der Gemeinde für seinen Gastfreund zu erbitten. Udo verschwieg nicht, daß Berengar Christ sei, daß man ihn seines Glaubens wegen verfolge; nichtsdestoweniger sagte die Gemeinde den Schutz zu, da Udo schon sein Wort gegeben und man von ihm die Gewißheit habe, daß er Leute, welche die Ruhe der Gemeinde stören könnten, bei sich nicht beherbergen werde.

Für alle Freundlichkeit aber, die ihm in Udo's Behausung erwiesen wurde zeigte sich Berengar dankbar durch thätige Theilnahme an häuslichen Geschäften. Bald half er neue Netze stricken oder zerrissene ausbessern oder sonstige Fischergeräthschaften in Ordnung bringen. Und nicht unerfahren war er darin, denn die Fischerei und die Jagd waren es gewesen, die ihm unter den Bewohnern der Ufergegenden seinen Unterhalt hatten hergeben müssen. Bald besorgte er kleines Holz für den Heerd und nahm dadurch Valesca eine Arbeit ab, oder er zog mit jungen Männern der Gemeinde in den Wald, hier Bäume zum Bau oder Brennen zu fällen, oder ein Wild zu erlegen. Es dauerte nicht lange, so hatte er sich Aller Vertrauen erworben und besonders Valesca's Gunst so gewonnen, daß, ihr selbst unbewußt, ihre Freundlichkeit gegen Jedermann, gegen Berengar zur Liebe geworden war. Sie zitterte vor dem Augenblicke, wo mit dem Eintritte der günstigeren Jahreszeit Berengar seinen Wanderstab ergreifen werde und in sein Vaterland zurückkehren.

In den langen Abenden aber versammelten sich bei Udo die älteren Gemeindemitglieder und während heiterer und ernster Gespräche schwand die Zeit. Theils erzählte Udo von den Thaten der Vorfahren, oder er rief den Anwesenden die Züge ins Gedächtniß, die sie unter ihren Heerführern gemacht. Berengar aber verlor seinen Beruf, für den er glühte, auch

hier nicht aus den Augen. Mit derselben Weisheit, wie einst unter den Ukerern, verfuhr er auch hier. Er erzählte von den Sitten und Einrichtungen seiner Volksgenossen, von der Herrlichkeit ihrer Kirchen, von der Pracht ihres Gottesdienstes; er schilderte ihnen das Leben des Herrn, verkündigte ihnen seine Thaten, seine Macht, redete zu ihnen von der Vergebung der Sünden, die der Heiland gebracht, von der Seligkeit, die der Glaube an ihn bewirke — und keine unaufmerksamen Zuhörer fand er an den Versammelten Unmerklich streute er den Samen aus und zu seiner innigsten Freude sah er die Saat hier und da keimen und grünen.

Nirgends aber wurzelte der neue Glaube fester, als in Valesca's Brust; die Liebe zum Lehrer machte sie zur lernbegierigen Schülerin und was sie von ihm gehört hatte, erzählte sie im Kreise der Freundinnen wieder. Sie war Schülerin und Gehülfin Berengars bei der Verkündigung des Evangeliums.

Aber noch wollte Keiner sich taufen lassen und offen von den alten Göttern lossagen, die, wie sie meinten, bisher für sie gesorgt und ihnen so viel Gutes gethan hatten. Berengar drängte sie nicht; er wartete nur auf eine Gelegenheit, wo er ihnen die Schwäche ihrer Götzen zeigen könnte. Diese sollte bald sich darbieten.

Der Winter war vergangen; die milde Frühlingssonne mit ihren wärmenden Strahlen hatte Schnee und Eis aufgelöst; der Oderstrom zeigte wieder seine wallenden Fluthen, die über die ganze Breite des Thales hinrauschten; die Erde schmückte sich mit frischem Grün; der Wald prangte mit dem ersten Laube, dessen zarte Farbe gegen das Dunkel der Fichten und Tannen einen erquickenden Gegensatz bildete; die Sänger des Hains schmetterten ihre Lieder und Sehnsucht flötete die Nachtigall in den Gebüschen.

Da sammelte der alte Udo die Gemeinde um sich. „Zeit ist es," sprach er, daß wir der Göttin Freya Dankopfer bringen. Wieder hat sie ihre Gaben ausgestreut über Berg und Thal, über Feld und Wald. Hört, wie die Vögel sie loben, — lasset uns nicht zurückstehen mit unserm Preise. Ein jeder rüste sich zum nächsten Neumonde, wo wir das Opferfest begehen wollen."

Der bestimmte Tag kam. Udo, der das Amt des Priesters in der Gemeinde verwaltete, geschmückt mit der weißen Kopfbinde und dem weißen Gewande, eröffnete den Zug, der in langer Reihe sich fortbewegte. Zuerst die Jungfrauen in weißen Kleidern, in der Hand die ersten Frühlingsblumen; dann die Mütter der Gemeinde, Flachsbündel tragend, ihre Kinder neben sich; darauf die Jünglinge, das Haupt bekränzt mit jungem Laube, Opferschalen, mit Hafer

gefüllt, in der Hand; zuletzt die Männer, Gerste in den Opferschalen.

Auch Berengar hatte sich dem Zuge angeschlossen, aber ungeschmückt und nichts darbringend. Keiner sah deswegen scheel auf ihn; denn Jedermann liebte ihn und ehrte seine religiöse Ueberzeugung, ob sie auch nicht mit der der Bewohner übereinstimmte.

Langsam bewegte sich der Zug dem Berge zu, welcher heut der Marienberg heißt, damals der Freyaberg genannt wurde, an dessen Fuße eine Quelle ihr reines, kühles Wasser dem Oderstrome zusandte. Ein Altar war auf ihm errichtet aus Feldsteinen, im Schatten einer mächtigen Eiche. Beide waren der Freya, der Göttin der Natur und des Lebens in ihr, geweiht. Ihr Bild, roh gearbeitet aus einem Steine, stand auf demselben.

Am Berge angekommen, schöpfte Udo aus der Quelle und besprengte mit der kristallenen Fluth sich und den Zug; rein sollten sie vor der jungfräulichen Göttin erscheinen; dann erstiegen sie, Gebete murmelnd, den Berg und stellten sich in einem weiten Halbkreise um den Altar, an dessen Stufen Udo niederknieete und nachdem er gebetet und sich wieder erhoben hatte, sammelte er von den Jungfrauen die Opfergaben und gab sie an Valesca; dann die der Frauen, welche eine Frau erhielt, darauf die der Jünglinge, welche er einem Jünglinge überreichte, endlich die der Männer, welche ein Mann in Empfang nahm. Als er

darauf die Auserwählten in die Mitte des Halbkreises geführt und sie mit Wasser besprengt, geleitete er sie betend und unter dem Gebete der Gemeinde zum Altare, auf den sie die Gaben niederlegten und die Göttin um ihren Schutz und ihren Segen anflehten.

Mit Thränen in den Augen hatte Berengar dem Opfer zugesehen. Als Alles beendigt war, trat er selbst in den Halbkreis. „Ihr lieben Gastfreunde," sprach er, „Eure Frömmigkeit hat mich tief gerührt; aber wie bedaure ich Euch, daß Ihr sie an einen todten Stein verschwendet. Denn Eure Freya ist nichts und vermag nichts. Nur der kann Alles, der droben in dem Himmel thront; Er schmückt den Wald; Er segnet das Feld; sein sind die Gaben der Erde. Ihm gebührt Eure Verehrung."

„Beweise uns das, rief die ganze Gemeinde, und wir wollen Dir glauben."

„Merket auf!" sprach Berengar, begeistert von der herrlichen Aussicht auf reichliche Ernte der Arbeit im Weinberge des Herrn. — Ihr wähnet, jene Quelle dort unten sei eine Gabe dieses Götzen; nein, sie ist ein Werk des Gottes, den ich verehre und den Ihr kennen lernen sollt. Nach kurzem Laufe wird er sie versiegen lassen — und das in dieser Stunde!" —

Berengar schwieg und Aller Augen richteten sich auf die Quelle. Siehe, ihre Fluthen zogen sich zusammen; nicht mehr eilte sie dem Strome zu — un-

gefähr 200 Schritt von der Stelle, wo sie aus verborgener Tiefe emporsprudelt, verlor sie sich im Sande. — So ist sie bis heut geblieben.

Zitternd, aber stumm, blickten sich Alle an.

„Das ist Rache der Göttin, die Du verhöhnt hast,“ sprach Udo, „Du bringst Unglück über uns, deren Gastfreundschaft Du genossen hast.“

„Fürchte Dich nicht!“ antwortete Berengar. „Ich will Dir zeigen, wie Deine Göttin ohnmächtig und todt ist. Ich stürze sie von ihrem Heiligthume und ihr Zorn möge mich treffen, wenn sie Macht hat. Mich schützet der Eine, mächtige Gott.“

Und damit sprang er rasch auf den Altar, ergriff das Bild und mit den Worten: „Weiche, elender Götze! Es giebt nur Einen Gott!“ stürzte er es vom Altare. Es fiel auf einen Stein und zertrümmerte. Staunend sahen es Alle, tief ergriffen von Berengars Rede und That.

„Taufe mich!“ sprach weinend Udo. „Ich habe erkannt Deinen Gott und glaube an seinen Sohn von dem Du früher zu uns geredet hast.“

„Taufe auch mich! Taufe auch mich!“ riefen Alle, Einer nach dem Andern.

Und Berengar führte sie hinab von dem Berge und taufte sie in der Quelle am Fuße des Berges und den Udo nannte er Paulus, denn, sprach er, wie er sich einst umwandelte, so hast Du Dich heut umgewandelt und wirst werden ein Priester und Ver-

kündiger des Herrn. Und Valesca nannte er Maria, denn sprach er, ihr gleichst Du an Reinheit des Herzens; bewahre sie bis an Dein Ende.

Und als er Alle getauft, führte er sie auf den Berg zurück, brach zwei Zweige von der heiligen Eiche, legte sie über einander, band sie fest und stellte sie aufrecht auf den Altar.

„Sei fortan dem Dienste des einigen, wahren Gottes und seines eingeborenen Sohnes geweiht!" sprach er. „Trage den Namen der Jungfrau, die den Heiland uns geboren; auch Berg und Quelle sei nach ihr benannt. Marienberg und Marienfließ sollen eure Namen sein. Klingen sollst Du, Fließ, wenn Deine Wasser sich dem dunklen Schoße entwinden und preisen sollst Du in Deinen Fluthen den Namen des Herrn, der heute sich hier eine Gemeinde gegründet, die nach ihm sich nennt."

Daher trägt die Quelle auch den Namen: „das klingende Fließ."

Selig in ihrer Brust durch den neuen Glauben, den sie angenommen hatten, kehrten sie nach Hause zurück. Jeder Abend vereinte sie vor des Alten Hütte. Andachtsvoll und aufmerksam lauschten sie auf Berengars Worte, der sie in der Erkenntniß und im Glauben weiter führte.

Bald auch beschlossen sie, auf dem Marienberge eine Kapelle zu bauen. Versehen mit den nöthigen Werkzeugen zogen Alle hinaus, ein jeder wollte Theil

haben an dem Werke. Bald war der Grund ausgegraben und zum Eckstein wählte man den Stein, auf welchem das Bild der Freya zertrümmert war; das nöthige Holz aber lieferte die heilige Eiche, auf welche, als sie gefällt wurde, Berengar den ersten Streich führte. So erhob sich hier die Marienkapelle, deren Trümmer noch das 16. Jahrhundert nach Christi Geburt gesehen. Den heiligen Dienst in ihr verrichteten abwechselnd Berengar und der alte Paulus.

Ein Jahr noch blieb Berengar in der neuen christlichen Gemeinde, an die sich bald die umliegenden Ortschaften anschlossen. Maria's Liebe zu ihm wuchs von Tage zu Tage, aber unbemerkt von dem Jünglinge, der in seinem glühenden Eifer für die Ausbreitung des Christenthums jeden Gedanken an Frauenliebe im Aufkeimen erstickte. Als im nächsten Frühlinge die Bäume wieder sproßten, da zog er zurück in seine Heimath, um mit neuen Gefährten in die Ufergegenden zurückzukehren. Er schloß sich an den Bischof Otto von Bamberg an, der der Apostel der Pommern geworden ist, und erfreute sich auch hier einer reich gesegneten Wirksamkeit.

In der Gemeinde aber hatte er die heiligen Schriften in deutscher Sprache zurückgelassen und der alte Paulus hatte sie lesen gelernt. Bald diese, bald jene trug er der versammelten Gemeinde vor.

Maria aber weihete sich ganz dem Dienste der Kranken und Schwachen; ihre Liebe zu Berengar nahm eine höhere Richtung und sie beschloß unvermählt zu bleiben.

Noch mehrere Jahre lebte Paulus im Dienste des Heiligthums, dann entschlief er. Seine irdischen Ueberreste verbrannte man nach damaliger Sitte, sammelte die Asche und die unverbrannten Knochen in eine thönerne Urne und setzte diese zu den Aschenkrügen seiner ihm vorangegangenen Lieben. Maria folgte ihm bald und ihre Urne wurde neben die seinige gestellt.

Der Begräbnißplatz der Bewohner des Ortes, aus dem später die Stadt Freienwalde entstanden ist, lag hinter dem jetzigen Dorfe Alt-Tornow. Man hat ihn aufgefunden, als man das Alexandrinenbad, ein großartiges, schön gelegenes Gebäude, eine Zierde von Freienwalde, aufführte. Noch manche Urne ist, wohl erhalten, zu Tage gefördert worden und in den Räumen des Alexandrinenbades aufgestellt, wo sie der Besucher desselben in Augenschein nehmen kann.

III.

Der Räuberberg bei Freienwalde.

Wenn der Wanderer, der seine Schritte von Freienwalde nach Falkenberg lenkt und sich an den mit Eichen, Buchen und Fichten bewachsenen Höhen erfreut, die an der linken Seite des Oderthales sich hinziehen, deren verschiedenes Grün in seinen Schattirungen, namentlich im Frühlinge, einen magischen Reiz über die Gegend ausbreitet, hinter den Schloßberg kommt, dessen Ruinen an die schreckenvollen Zeiten erinnern, wo nicht das Recht, sondern die Willkür und die rohe Gewalt des Stärkeren in unserm Vaterland herrschten; so überrascht ihn da, wo das Thal sich erweitert, ein Berg, unstreitig der höchste in der ganzen Kette, einst wie seine Brüder mit mächtigen Eichen und Buchen bestanden, heut, von dem Pfluge durchfurcht, bald in lachendem Grün der Saaten, bald im glänzenden Golde der Aehren, bald im blenden Weiß des Schnees strahlend. Ihn umgeben die kahlen Häupter der Tobbenberge im weiten Halbkreise, wie Diener den Herrn, und blicken scheu auf ihn hin, der eine Horde gesehen, die ihm den Namen „Räuberberg" gegeben, und eine That

verabreden hörte, die in der nachfolgenden Sage uns zu berichten erlaubt sein mag.

In jener Zeit, wo Ludwig der Römer als Markgraf die brandenburgischen Länder beherrschte (1351 bis 1365), und der Adel sich den Anordnungen des um das Wohl seiner Unterthanen besorgten Herrschers nur selten fügte, die Landstraßen durch Räubereien unsicher machte, und hinter den Mauern, Gräben und Wällen seiner nur schwer zugänglichen Burgen der verdienten Strafe spottete, sah man an einem lauen Mai-Abende des Jahres 1360 einen leichten Rauch über die Eichen und Buchen auf der Spitze des Berges aufsteigen, dessen Lage wir vorher bestimmt haben. Er rührte von einem Feuer her, das lustig flackerte und die um dasselbe stehenden Bäume wunderbar anstrahlte; über ihm an einem Eichenaste hing ein großer Kessel, dessen Inhalt die umliegenden Ortschaften, ohne es zu wissen und zu wollen, geliefert hatten; um dasselbe hatten sich die gelben Gestalten des Volkstammes gelagert, den in einem bleibenden Wohnorte festzuhalten noch keiner Regierung ganz gelungen, der seinen Ursprung nicht kennend, ohne Vaterland, die ganze Erde rastlos durchzieht, dessen Sitten nirgends wiedergefunden werden, dessen Religion mit den religiösen Begriffen keines andern Volkes eine Aehnlichkeit zeigt, der aber das patriarcha-

lische Wesen aus den frühesten Zeiten getreu bewahret hat und keine höhere Tugend kennt, als die Liebe, die Ehrfurcht und den Gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern. In bunten Gruppen hatten sich die Zigeuner, etwa zwanzig an der Zahl, gelagert, Männer, Frauen, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder; einige schliefen, andere hörten einem schönen Mädchen zu, die mit Begleitung der Cither kleine Lieder sang, während die Stammmutter der ganzen Horde mit einer langen Gabel den Inhalt des Kessels zum Oeftern untersuchte, ob er nicht bald die gehörige Weiche erreicht hätte.

Da ertönte ein leiser Pfiff und plötzlich fuhr Alles empor, die Cither verstummte, die Alte hob die lange Gabel schlagfertig auf, die Männer verbargen lange Messer unter ihren Wämsern; von drei verschiedenen Seiten traten junge Bursche mit verwunderten Gesichtern aus dem dunklen Dickicht herzu, wo sie als Wacht gestanden hatten, und ihre Mienen fragten, was es gäbe.

„Von der Burg her kommt etwas," sagte die Alte mit leiser Stimme, „dort steht Joseph."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als der Genannte in den Kreis trat und berichtete, daß von der Burg her Jemand sich nähere. „Ist es nur Einer, so laßt uns ihn erwarten und hören, was er will," sprach der älteste der Männer; „aber wir

wollen uns wieder legen, damit er nicht sehe, daß wir von seiner Ankunft schon unterrichtet sind."

Aller Augen hatten sich bei diesen Worten auf die Alte gerichtet, diese aber senkte die Gabel, wie ein Fürst das Scepter, gegen den Sprecher. „Er hat Recht," sagte sie, „thut das!" und augenblicklich lagen Alle an ihren vorigen Plätzen. Nur Joseph entfernte sich wieder, ebenso leise, wie er gekommen war, um weiter zu forschen, ob die Gestalt, die er geschaut, wirklich herankommen werde. Und nicht lange brauchte er zu warten, da sah er sie auf sich zukommen und immer mehr zog er sich, von ihr unbemerkt, nach dem gemeinschaftlichen Lager zurück, in das nach wenigen Minuten auch die Gestalt trat und durch ihre Erscheinung Alle aus der angenommenen Ruhe aufscheuchte.

Der Eingetretene war ein Mann im Anfange der vierziger Jahre, von langem, hagren, aber starken Wuchse, sein von krausen, hellbraunen Haaren bewachsener Kopf hatte ein breites Gesicht, kleine stechende Augen, eine gebogene Nase; ein in das Röthliche spielender Bart bedeckte den breiten Mund und das spitzige Kinn. Ein schwarzes Sammtbaret, ein Lederkoller, lederne Beinkleider, kurze Stiefel waren seine Bekleidung; über der Schulter hing an einem breiten Lederriemen ein langes Schwert mit glänzendem Griff.

„Wer seid Ihr?" redete er die demüthig vor ihm Stehenden an.

„Gnädigster Herr!" antwortete die Alte, „armes, aber ehrliches Volk, das auf einer weiten Reise in Euer Gebiet gekommen. Lasset den Flügel Eurer Gnade uns beschatten, Euren Boden ein Lager uns bieten und Eure Eichen ein schirmendes Dach uns gewähren."

„Von Eurer Ehrlichkeit möchte der Inhalt dieses Kessels zeigen," sprach der Unbekannte. „Hütet Euch dem Burgherrn, meinem Freunde, in die Hände zu fallen, er möchte Euch die Tiefe seines Verließes messen lassen. „Doch," fuhr er fort und ihm schien plötzlich etwas in den Sinn gekommen zu sein, „wo Ihr mir einen Dienst leisten wollt, den ich Euch gut bezahlen will, werde ich Euch die Erlaubniß auswirken, längere Zeit in dieser gesegneten Gegend zu bleiben."

„Herr!" sprach die Alte, „wir sind Eure gehorsamsten Knechte, befehlet und wir gehorchen."

„Gut," antwortete er und warf der Alten eine gefüllte Börse zu, „ich will Euch annehmen, doch fordert mein Auftrag Verschwiegenheit. Folge mir!"

Wir sind stumm, wie das Grab!" sagte die Zigeunermutter und verschwand mit dem Manne im Dunkel des Waldes.

Robert v. Bodenstein war der Mann, welcher der Zigeunerhorde so spät seinen Besuch gemacht

und mit der Alten sich in den Wald begeben hatte. Er war ein inniger Freund des Ritters Conrad v. Jagow, der, damals Besitzer von Freienwalde, Neuenhagen, Zehden, Sonnenburg, in der Burg Malche oder Malchow wohnte, die auf dem Schloßberge stand, und nach der noch heute das links vom Schloßberge gelegene Thal, in dem ein freundlicher Landsitz liegt, den Namen „die Malche" führt. Robert und Conrad, beide in gleichem Alter, hatten manche Schlacht zusammen geschlagen, und, wenn auch nicht gleiche Gesinnung und gleiche Neigungen ihre Freundschaft geschlossen, so hatten doch die getheilten Strapazen des Feldlagers, die gleich große Gefahr und die große, oftmals bewiesene Tapferkeit sie verbrüdert. Dazu fühlte sich Conrad seinem Freunde besonders verpflichtet, da dieser ihm in einer Schlacht das Leben gerettet und ihn seiner Gattin und seinem Söhnchen erhalten hatte. Robert war nicht reich, obwohl nicht ganz ohne Vermögen, das er aus so mancher guten Beute, die er in seinen Kriegszügen gemacht, sich erworben hatte. Er lebte schon seit mehreren Jahren bei Conrad, dem sich jetzt eine Gelegenheit zu bieten schien, die Treue seines Freundes belohnen zu können, ohne der Wittwe eines Freundes seines Vaters zu nahe zu treten.

Zu der Burg Malchow gehörte ein Burglehn, dessen Haus in Freienwalde, dessen Aecker unter den Ländereien der Bürger vertheilt lagen. Wenn man

heut die Häuser am Markte mustert, so bleibt der Blick unwillkürlich auf einem stattlichen, zweistöckigen Gebäude, der Kirche gegenüber gelegen, ruhen. Fünf Stufen führen zu der Bogenthür, von zwei Linden beschattet; über der Thür lies't man in goldenen Buchstäben das Wort: „Frei-Haus." Dies war das Haus des Burglehns und noch heut ruht auf dem Hause, das sonst von allen Lasten frei war, eine Abgabe, die an die früheren Zeiten erinnert. — Man bezeichnet sie mit dem Namen „Lehns-Pferdegelder." Hier lebte zu jener Zeit die Wittwe des Ritters Gustav v. Braunsbeck mit ihren beiden Töchtern Elise und Clarisse. Der Ritter war vor einigen Jahren gestorben und das Lehn, das er von dem Vater Conrad's erhalten hatte, war erledigt worden. Aber Conrad hatte, in Rücksicht auf die Freundschaft, in der sein Vater mit dem alten Braunsbeck gelebt und in der er selbst mit der liebenswürdigen Familie stand, das Lehn offen gelassen und der Wittwe den Ertrag desselben zugewandt. Sehr gern hätte er es gesehen, wenn eine der Töchter ihre Hand seinem Freunde hätte geben wollen; er würde dann diesem das Lehn gegeben haben mit der Bedingung, für die Wittwe und die unverheirathete Tochter zu sorgen. Er hatte diesen Plan seinem Freunde mitgetheilt, und wenn auch nicht mit dem einen der Fräulein das Lehn zu erwerben war, wenn auch nicht eine Aufforderung zur Bewerbung von Außen kam, schon um

ihrer selbst willen waren es die Mädchen werth, mit allem Eifer danach zu streben, daß man ihr Herz und ihre Hand gewinne.

Ueber ihre schlanken, hohen Gestalten, die einem Künstler zum Muster dienen konnten, wenn er die Juno darstellen wollte war der Reiz der Jugend ausgegossen, wie ihn der Gürtel der Venus verleiht. Auf Elise's hoher Stirn, umschattet von schwarzen Locken, die frei über ihre Schultern wallten, thronte Scharfsinn und Witz, mit dem sie ihre Unterhaltung würzte, während ihr großes Auge, das schwarze Braunen und schwarze, lange Wimpern schützten in tiefer Frühlingsbläue lachte und Jedem, der in seine Strahlen zu schauen wagte, unauslöschlich in das Herz schrieb: „Vergiß-mein-nicht!“ Ihre Korallenlippen, die dem Kusse entgegenschwollen und den reizenden Mund bildeten, um den ein liebliches Lächeln schwebte, wenn Elise den Vorübergehenden und ehrfurchtsvoll Grüßenden dankend sich neigte, bedeckten eine Reihe Zähne, die an Weiße das Elfenbein übertrafen. Und dies Alles ruhte auf einem blendend weißen Halse, der harmonisch sich an die vollen Schultern fügte.

Nicht minder reizend war Clarisse, deren dunkeles Auge eben so sehr, wie das von Elise fesselte; die, was die Natur ihr an Scharfsinn und Witz vielleicht weniger verliehen, als ihrer Schwester, durch größere Innigkeit und zartere Herzensgüte ersetzte.

Beide hatten eine innige Freundschaft mit einem

Mädchen geschlossen, die voller Schalkheit sie oft neckte. In der ersten Jugendblüthe hatte Mathilde den Ernst des Lebens noch nicht kennen gelernt und aus fast jedem Verhältnisse fand sie mit ihrem munteren Sinne das Komische heraus. Mit einem runden, vollen Gesichtchen, auf dem die Rosen der Gesundheit prangten, mit dem blonden Haar, den bräunliche Augen, dem kleinen Munde, der nicht großen, aber dafür zierlichen Gestalt konnte sie sich ihren Freundinnen dreist an die Seite stellen und auch ihres Sieges über den kecken Jüngling gewiß sein. —

Auf Robert hatte Elise einen tiefen, unverlöschlichen Eindruck gemacht, und er, von Liebe zu ihr innig durchdrungen, wandte Alles an, was er nur wußte und konnte, um sich Elise's Gegenliebe zu erwerben. Er erwies ihr die feinsten Aufmerksamkeiten, aber ihr Herzchen blieb ungerührt. Sie mußte Robert achten und zeigte ihm ihre Achtung durch Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, doch der Beginn der Liebe, wofür Robert sie nahm, waren sie nicht. Und sie konnten es nicht sein, denn in ihrem Herzen wohnte das Bild eines schönen, jungen Mannes, dem sie im Stillen ihre Liebe erwidert, ihr Herz geschenkt und sich verlobt hatte.

Edgar Graf v. Schilfau war der Glückliche, ein junger Ritter im Gefolge des Markgrafen, der ihn wegen seiner Tapferkeit, die er in mancher Schlacht bewiesen, hoch schätzte.

Edgar war mit seinem Freunde Otto v. Lindenberg nach Freienwalde gekommen, als Conrad v. Jagow den Markgrafen zu sich geladen hatte, um in seinen Forsten der Jagdlust zu pflegen, und beide hatten bei dem Banket, das nach der Jagd stattgefunden, die Bekanntschaft der beiden Mädchen gemacht. Den ganzen Abend über kamen sie nicht von ihrer Seite und während des Tanzes, der dem Mahle folgte, wurde manches süße Wort und mancher Liebe flehender und Liebe verheißender Blick gewechselt. Die Herzen hatten sich gegenseitig gefunden und als kurze Zeit darauf die beiden Jünglinge abermals nach Freienwalde kamen, bekannten Edgar und Elise — und Otto und Clarisse ihre Liebe und die Mutter segnete den Bund ihrer Herzen. Aber dieser Bund sollte noch ein Geheimniß bleiben, bis die Jünglinge eine Stellung gefunden, die ihnen erlaubte, ihre künftigen Gemahlinnen in die höheren Kreise einzuführen, deren sie durch ihren Geist würdig waren und die sie durch ihre Schönheit verherrlichen würden. Beide Freunde hofften die Erfüllung ihrer Wünsche in gar nicht langer Zeit, denn sowohl Otto als auch Edgar, dieser als Kriegsmann durch seinen tapfern Arm, jener als kluger Rathgeber in Jagd- und Forstsachen, hatten sich nicht geringe Verdienste um Fürst und Land erworben und waren sie auch nicht ohne Vermögen, so wollten sie doch nicht in kräftiger Jugend schon einer Ruhe pflegen, die Geist und Herz tödtet.

„Robert,“ sprach eines Tages der Ritter Conrad zu seinem Freunde, „seit einiger Zeit bemerke ich einen Trübsinn an Dir, den ich mir nicht zu enträthseln vermag. Sorge hast Du nicht, das weiß ich, und hättest Du sie, so wäre es Unrecht, sie Deinem Freunde zu verbergen. — Oder sollte Dich, alter Gesell, die Liebe plagen?“ setzte er lächelnd hinzu.

„Wahrhaftig,“ antwortete Robert, „die Liebe drückt mich, eine Liebe, die glühend ihren Gegenstand umfaßt, aber sich in sich selbst verzehrt.“

„Du erschreckst mich Robert,“ entgegnete der Burgherr. „Erkläre Dich deutlicher! Sollte sich keine Hülfe finden?

„Nein!“ seufzte Bodenstein. „Aber könnte ich den finden, den ihre Liebe beglückt, ich wollte ihm das Herz ausreißen und rauchend ihr vor die Füße werfen.“

„Mäßige Dich, Robert,“ bat Conrad. „Deine Eifersucht raubt Dir die Besonnenheit, die Du in der heißen Feldschlacht so oft bewahrtest. Sprich doch, wer verschmäht Dich denn?“

„So höre und erfahre mein Unglück und meine Schmach,“ sagte Robert. „Zwei Jahre sind es wohl, daß Elisens Reize eine Liebe in mir entzündet, die zu unterdücken ich bisher vergeblich mich bemüht habe. Gleich der Wasserwoge, welche immer kräftiger wird, je stärker der ihr entgegen gebaute Damm ist, wuchs meine Leidenschaft, bis sie mich vor einigen

Tagen dahin trieb, Elisen meine Liebe zu gestehen, und sie um Herz und Hand zu bitten. Ich kenne Deine Absichten mit der Verleihung des Burglehns, sie sind nicht minder der Braunsbeckschen Familie bekannt, ich habe sie nicht undeutlich merken lassen — aber vergeblich! Die Mutter wies mich an die Tochter und diese wies mich zurück, zwar mit großer Zartheit, wie man dies nicht anders von ihrem Geiste und Herzen erwarten konnte, aber um so schmerzlicher für mich, der nicht nach dem Vermögen verlangte, sondern dem es nur um die Person allein zu thun war."

„Kein Baum fällt auf den ersten Hieb!" tröstete Conrad. Laß Dich nicht abschrecken! Setze Deine Bewerbung fort und ich glaube, Du trägst den Sieg davon! Nur laß jede Einmischung meiner Pläne fern. Die Liebe ist der Liebe Preis! Rechne aber auf meine Unterstützung!"

„Habe Dank für Dein Versprechen und für Deinen Trost," antwortete Robert; „aber ich fürchte, das erste bleibt erfolglos und der zweite leer. Liebe macht blind, pflegt man zu sagen, — aber sie macht auch scharfsichtig, und so ist es mir auch nicht entgangen, daß seit dem letzten Hiersein unseres Fürsten eine Veränderung mit Elise und Clarisse vorgegangen, die ihren Grund in einer geheimen Neigung hat. Nehme ich dazu die Neckereien des reizenden Schalks, der Mathilde, so bestätigt dies meine Vermuthungen; — aber noch weiß ich nicht gewiß, wer der Gegenstand

ihrer Liebe sei, doch habe ich nur zu wählen zwischen Graf Schilfau und v. Lindenberg. — Du willst mir helfen, lieber Conrad, ich nehme Deine Hülfe dankbar an, doch nur unter einer Bedingung."

„Und die wäre?" sagte Conrad.

„Wirst Du sie erfüllen?" fragte Robert.

„Hier meine Hand!" antwortete rasch der Burgherr.

„Ich will Dir die Art Deiner Hülfe vorschreiben," versetzte sein Freund.

„Ich hoffe," entgegnete Conrad, „sie verträgt sich mit Ritterehre!"

„Thue Nichts, gar Nichts! Frage nach Nichts! Kümmere Dich um Nichts! Sprich nie mit mir von meinem Plane und ich führe Dir Elise als meine Gattin her."

„Du warst stets ein wunderlicher Mensch," antwortete Conrad. „Es wird mir schwer werden, mich um Deine Liebe nicht zu kümmern und nach Deinen Sorgen zu fragen, denn Du weißt, wie lieb ich Dich habe, aber —"

„Hast Du mich lieb, so laß mich gewähren," unterbrach Robert den Ritter, schüttelte ihm die Hand und verließ ihn mit heiterem Blicke. Ihm schien das Gelingen seines Planes nicht zweifelhaft."

Am Abende desselben Tages saß Robert noch spät in seinem Zimmer, das in dem Thurme lag,

der an der Südseite der Burg sich erhob, da wo der Schloßberg mit den hinter ihm liegenden Bergen durch einen kurzen, schmalen Bergrücken verbunden ist, dessen Trümmer sich noch heut wohl über funfzehn Fuß hoch aus der Erde erheben. Seine Pläne hielten ihn wach, er überdachte ihre Ausführung, als er jenes Feuer erblickte, dessen wir zu Anfang unserer Erzählung gedachten. Rasch gürtete er sein Schwert um, bedeckte sich mit seinem Baret und schlich leise zur Thurmthür hinaus, zu der er allein den Schlüssel führte. Sein Zusammentreffen mit der Zigeunerhorde ist uns bekannt; sie schien ihm wie vom Himmel gesandt, um zur Ausführung seiner Pläne mitzuwirken, deren Ziel er der Alten offenbarte, und schon am nächsten Tage begannen zwei der listigen Gelbvögel Erkundigungen einzuziehen und die Gegend auszukundschaften, und als sie am Abend in das Lager zurückkehrten, war ihnen kein Weg mehr verborgen und namentlich das Burglehn ihnen so bekannt, als ob sie von Jugend auf darin gewohnt hätten.

„Ihr könnt nicht fehlen, Mutter," sagte Joseph, es ist das größte Haus rechts von der Kirche und die Ihr suchet, strahlen Euch wie liebliche Sterne vom Fenster entgegen. Wendet Ihr Ihnen Euch zu, dann blühet die blaue Blume Aegyptens Euch zur Rechten, und ihr gegenüber die duftende Rose Arabiens. Das Haus aber bewahren eine junge Magd und ein alter Diener, gebeugt unter der Zahl der Jahre." —

Tags darauf sah man die alte Zigeunerin an die Hausthür des Burglehns klopfen. Die Magd öffnete und fragte nach dem Begehr der Alten. Sie bat um eine milde Gabe; als aber die Magd das Zimmer öffnete, um ihre Fräulein von der Bitte der Zigeunerin in Kenntniß zu setzen, war auch diese schon an der Thür und bat selbst. Sie empfing von Elise's Hand ein Silberstück.

„Welch' schöne Hand," sagte die Alte; „dreimal glücklich wer sie einst besitzt. Darf ich aus ihren Linien Euer Geschick Euch sagen?"

„Geht, geht," sprach Elise, „ich halte von Eurer Kunst nichts."

„Laß doch, laß doch," rief ihre Freundin Mathilde, die grade bei ihnen war, „wir wollen doch hören, was sie uns sagen wird."

„Dann tretet nur ein," sprach auch Clarisse, „und laßt Eure Kunst sehen."

Die Alte kam näher. Sie schien in den funfziger Jahren zu sein. Um ihr rabenschwarzes Haar hatte sie ein buntes Tuch geschlungen; ihr gelbes Gesicht zeigte Falten auf der hohen Stirn und eingefallene Wangen, eine lange, gebogene Nase, die fast das spitzige Kinn berührte, einen eingefallenen, zahnlosen Mund; aber das Feuer ihrer dunklen Augen, die in ihren Höhlen unruhig hin und her rollten, hatten ihre Jahre nicht dämpfen können; ihre trockene,

lange Gestalt umhüllte ein Kleid von grobem Tuche; ein Stab stützte ihren scheinbar schwankenden Schritt.

„Ich werde die erste sein," sprach dreist Mathilde; „hier ist meine Hand!"

„Herrliche Linien!" sprach die Alte. „Sehet die mittlere, sie deutet Euer Leben; ruhig fließt es dahin und wo sich auch einige trübe Wölkchen zeigen, wie hier rechts und links, wird sie Euer heitrer Sinn vertreiben, den mir die raschen Biegungen der Linien verrathen. Noch sorgt Mutterliebe um Euch, aber es kommt die Zeit, — seht wie hier eine andere Linie sich traulich an Eure Lebenslinie schmiegen will — wo auch Ihr in einer anderen Liebe glücklich, und mit ihr Eins sein werdet. Reichthum macht zwar nicht glücklich, doch deutet diese Linie auf einen baldigen, großen Gewinn." —

„Nun, das ist anzunehmen," sagte Clarisse, „hier habt Ihr meine Hand!"

„Was zeigt sich mir!" sprach die Alte. „Ihr werdet nicht lange mehr im väterlichen Hause bleiben. Sehet hier den Punkt — er bedeutet Eure künftige Wohnung. Sie liegt allein, beschattet von hohen Eichen und Buchen, die in einem großen Walde sie umgeben; Ihr steht in der Thür und Euch entgegen schreitet ein kühner Jäger, das treue Doggenpaar zur Seite."

„Das ist Lindenberg," unterbrach Mathilde die Alte, der das Wort nicht entging. Doch ohne sich stören zu lassen, fuhr sie fort:

„Wie er beseligt durch Euern Blick Euch anlächelt. Seht, wie Eure Linien sich innig verbinden — so schlingt der Epheu sich um die Ulme, so schmiegt das liebende Herz sich an das geliebte.“

Clarisse war erschrocken, die Geheimnisse ihres Herzens durch die Alte verrathen zu sehen und vor Bestürzung vermochte sie nichts zu antworten.

„Elise, nun kommst Du daran!“ rief Mathilde.

„Ich mag nicht,“ entgegnete die Gerufene.

„Ziere Dich nicht, Püppchen,“ spottete Mathilde, „weiß ich doch, daß auch Du gern von einem gewissen Jemand hören möchtest; ich wette, auch bei Dir fügen sich zwei Linien eng und innig an einander.“

Sie ließ sich von ihrem Sessel vor die Zigeunerin ziehen und reichte die Hand dar.

„O Hand! ebenso Glück bedeutend, wie schön!“ sprach die Alte. „Deine Weiße zeigt die Reinheit der Seele und Deine Zartheit die Milde des Sinnes Deiner Herrin. Ein tapferer Ritter wird Dich besitzen, und in Deines Vaters Hause wird Dein Sammet sich mit dem Eisen Deines Geliebten verschränken. — Euch drohet nahe Gefahr, aber sie führt Euch zum Glück; aus den Krallen des Habichts wird der Täuber Euch erretten. Dann strahlt in ununterbrochenem Glanze Euer Lebenshimmel, wie er in Euren Augen sich malt.“

„Die Rede ist dunkel,“ sagte Elise.

„Nun, wenn Du das nicht verstehst,“ fiel Ma-

thilde ein, „dann will ich es Dir deutlicher sagen. Der tapfere Ritter ist Graf Schilfau, Dein Täuber, und der wird Dich vom furchtbarsten Habicht, dem ewigen Mädchenstande, befreien, worüber Du Dich Dein ganzes Leben hindurch freuen wirst.“

„Geh' doch mit Deiner Deutung!“ schmollte Elise.

„Ich hoffe, Du giebst auf sie ebenso viel, wie auf die Prophezeiung,“ entgegnete Mathilde, indem sie der Freundin liebkos'te. — „Aber wir müssen doch dieser Alten ihren Dienst vergelten,“ fuhr sie fort, „sammelte von Elise und Clarisse einige Silberstücke ein, legte selbst andere dazu und gab sie der Zigeunerin, die zufrieden mit dem glücklichen Erfolge ihrer Sendung ihren Rückweg in das Lager antrat.

„Also das war sie!“ sagte die Alte für sich, als sie die Stadt und das Dorf Alt-Rietz im Rücken hatte. „Freilich schön ist sie und könnte einen noch älteren Mann entflammen, als unseren Gönner und Beschützer; traurig ist es, daß sie ihm angehören soll, — aber, wir haben uns verdinget, und was versprochen ist, muß gehalten werden. Jedes Mitleid muß hier schweigen; „doch“ — hier blieb sie plötzlich stehen und hob die Hand gegen die Stirn — „hier geht es, ein Versprechen halten und eine That verhüten, die zwei liebende Herzen trennen müßte. Lohnst Du gut, Graf Schilfau, dann sollst Du Dein Täubchen behalten.“

Erfreut über diesen Gedanken, beschleunigte sie, ohne es zu wissen, ihre Schritte und bald war sie bei der Horde angelangt, die sich neugierig um sie drängte, zu erfahren, was sie erforscht hätte, denn ihr war es kein Geheimniß mehr, was Robert verlangte.

Als aber die Schatten der Nacht die Erde in Dunkelheit hüllten und die müden Augen sich zur Ruhe geschlossen hatten, da schlich um Mitternacht Robert wieder aus der kleinen Thür des Thurmes hin zum Lager der Zigeuner, die um ihr hellbrennendes Feuer größtentheils schlummerten. Nur die Alte und Joseph wachten und lauschten oft mit angehaltenem Athem, ob sie nicht die Tritte Roberts vernehmen möchten, der zu ihnen zu kommen versprochen hatte.

„Er kommt!" flüsterte Joseph, und er und die Alte erhoben sich vom Boden und gingen mit leisen Schritten dem Kommenden nach der Richtung entgegen, woher sie ihn vermutheten. Sie verfehlten ihn nicht; sie trafen an einem Orte zusammen, den das Feuer des Lagers spärlich erleuchtete.

„Bist Du in der Stadt gewesen?" redete Robert die Alte an.

„Ja," antwortete sie, „und habe sie gesehen und gesprochen, und habe die weiche Hand, die Ihr begehret in der meinen gehalten und Viel — Viel erfahren."

„So rede!" befahl Robert.

„Gnädigster Herr," sprach die Zigeunerin, „die Mähr, die ich bringe, ist wohl ein Goldstück werth;" und dabei hielt sie ihm die Hand entgegen.

„Da hast Du es!" entgegnete der Ritter. „Euch gelbes Gesindel muß man stets noch mehr vergelben. Aber nun rede!"

„Kennt Ihr den Ritter von Lindenberg?" fragte die Alte.

„Ja!" erwiderte Robert, „was ist mit ihm?"

„Er ist Clarissens Verlobter!" sagte die Zigeunerin.

„Aber, das wollte ich ja nicht wissen," versetzte der Ritter „kennst Du nicht den von Elise?"

„Wartet doch ein Wenig! — Mein Gedächtniß hat mich verlassen; ich habe ihn doch nicht vergessen?" sprach listig die Alte.

„Unglücksvogel!" rief Robert unwillig; „wie kannst Du seinen Namen vergessen. Besinne Dich; sagst Du es mir noch in dieser Stunde, so ist noch ein Goldstück Dein."

Die Alte stand eine Weile und stellte sich, als ob sie sich besänne, dann sprach sie:

„Zeigt und gebt mir das Goldstück, denn der Name ist da!"

„Hier! hier! Sprich!" sagte Robert rasch.

„Kennt Ihr den Grafen von Schilfau? Ihn beglückt Elise!" antwortete die Alte, das Geld einsteckend.

„Ha, der Milchbart!“ knirschte Robert; „doch seine und ihre Liebe, so heiß sie auch sei, will ich in Eis verwandeln. Mein muß Elise werden, oder sie gehöre Niemandem an. Hört mich jetzt an. Am nächsten Sonntage sind, wie gewöhnlich, die Fräulein mit ihrer Mutter zu uns auf die Burg geladen; sie kehren stets erst spät zurück und sind nur von ihrem alten Diener begleitet, der die Rosse regiert. Da nehmt die Gelegenheit wahr! Wenn der Wagen bis zu dem zweiten Thale hinter der Burg gelangt sein wird,*) springt hervor und entführt Elise. Einen Widerstand habt Ihr nicht zu fürchten. Habt Ihr Euch aber des Fräulein bemächtigt, so eilet mit ihr das Thal hinauf, bis zu dem Wege, der auf der Höhe hinter den Thälern sich nach Cöthen zieht.**) Hier soll Euch ein Wagen erwarten. Ein Euch Unbekannter wird Euch das Fräulein abnehmen. Habt Ihr alles glücklich ausgeführt, wird jener Unbekannte Euch einen fürstlichen Lohn geben. Damit aber nichts verrathen werde, ziehet schon einige Tage vorher von hier fort und begebt Euch tiefer in die Waldung auf der Höhe“.

Die Alte und Joseph versicherten ihre Treue und Ergebenheit und Robert verließ sie.

„Bleib,“ sprach die Alte zu Joseph, als dieser

---

*) Das Thal, in dem das Alaunenwerk liegt.
**) Der Majorsweg.

sich dem Lager wieder zuwenden wollte, „ich habe noch mit Dir zu reden."

Joseph blieb und als Beide von den Schritten des sich entfernenden Robert nichts mehr hörten, begann die Alte:

„Du hast eben gehört, was wir thun sollen. Ein schönes Geld dafür wird uns nicht fehlen. Aber wir wollen uns noch ein anderes verdienen. Darum geh' Du nach Berlin, such' den Grafen Schilfau auf und verrathe ihm, was der Ritter von Bodenstein vor hat. Er mag sich dann sein Liebchen befreien."

„Mutter," antwortete Joseph, es ist ein gewagtes Unternehmen. Laßt es lieber sein. Wir wollen uns an dem begnügen, was wir hier bekommen.

„Fürchtest Du Dich, Joseph? Dann will ich einen Andern schicken. Elise muß gerettet werden, während wir doch dem Ritter unser Wort halten."

„Ich werde gehen," entgegnete rasch der Zigeuner. „Noch habe ich mich vor keiner Gefahr gefürchtet, und daß ein Anderer ausführe, was Du mir zugedacht, kann ich nicht dulden!"

„Jetzt bist Du wieder der Alte," sprach die Stamm-Mutter der Horde; „geh' denn mit Gott; sein Engel geleite Dich und lasse Dir gelingen Deinen Weg."

Beide kehrten in das Lager zurück und wenige Minuten darauf verschwand Joseph in der Dunkelheit des Waldes.

Nicht weit von Neustadt-Eberswalde, in einer anmuthigen Gegend, liegt Chorin, einst ein stattliches Kloster, jetzt eine Ruine, unter deren Schutte mancher tapfere Fürst Brandenburgs von seinen Kriegsthaten ausruht.

An der Pforte dieses Klosters sahe man früh am Tage nach jener Nacht, in der Elisens Raub beschlossen war, einen Reiter halten, dessen triefendes Pferd von der Eile und Wichtigkeit des Geschäfts seines Herrn zeigte. Er schien hier schon bekannt zu sein, denn der Bruder Pförtner, der auf das Klopfen des Reiters hinausgetreten war, redete ihn freundlich an und sagte:

„Wartet ein Wenig, Herr Ritter, ich werde Euch gleich das Thor öffnen, daß Ihr einreiten könnt. Unser Herr Prior wird sich freuen, Euch wieder zu sehen. Ihr habt lange nicht bei uns vorgesprochen.“

Der Mönch verschwand. Bald öffnete sich das große Thor des Klosterhofs, der Ritter lenkte sein Roß hinein, stieg ab und sagte zum Pförtner:

„Bringe mein Pferd in den Stall und pflege es; der rasche Ritt hat es warm gemacht. — Ist der Herr Prior in seiner Zelle?“

„So eben ist er aus der Frühmesse zurückgekommen,“ antwortete der Angeredete, wandte sich und führte das Pferd mit sich fort, während der Ritter auf das weitläuftige Klostergebäude zuging, dessen

Kreuzgänge durchwandelte und endlich an die Thür der Zelle klopfte, die der Prior bewohnte.

Der Prior, ein wohlbeleibter Mann in den vierziger Jahren empfing den Eintretenden mit Herzlichkeit, wie man den Bruder oder den innigen Freund empfängt.

„Ich habe Dich so lange nicht gesehen, Bodenstein, (denn er war der Reiter) sagte der Prior, „und jetzt erscheinst Du in so früher Stunde, daß ich vermuthen muß, Dich führt eine wichtige Sache her zu mir. Quae tibi causa viae! fragen wir Lateiner. Weßwegen kommst Du?“ —

„Allerdings ist es eine sehr wichtige Sache, die mich zu Dir führt, lieber Anselmus, sie betrifft das Glück meines fernern Lebens. Die Liebe bringt mich her; Du sollst ihr den Segen der Kirche geben.“

„Mit andern Worten,“ entgegnete der Prior, „Du willst Dich verheirathen und ich soll Dich trauen. Wer ist denn Deine holde Braut?“

„Laß mich Dir ihren Namen verschweigen,“ sagte Robert. „Genug, Du sollst uns trauen. Sonntag Nacht erscheine ich mit meiner Braut bei Dir. Sie wird sich sträuben; kehre Dich daran nicht; verrichte die Trauhandlung und glaube mir, daß ich mit Sehnsucht Deinem letzten Amen entgegen sehen werde.“

„Du sprichst für mich in Räthseln,“ antwortete erstaunt der Prior. „Oder hat die Liebe Dir den Verstand geraubt?“

„Fast könnte es so sein," erwiderte Robert. „Doch höre mich! — Das Mädchen, das ich liebe, liebt einen Andern. Meine Bewerbung hat sie zurückgewiesen; so bleibt mir nichts übrig, als sie zu rauben und sie mit Gewalt vor den Altar zu führen, denn von ihrem Besitz allein hängt das Glück meines Lebens ab. Willst Du mich trauen?"

„Ich will!" sprach der Prior. „Die Liebe wird Deiner Braut nach der Trauung kommen, denn habe ich euch erst verbunden, kann euch nichts mehr scheiden. Ich freue mich, Dir jetzt vergelten zu können, was Du mir einst früher gethan. Komm also; ich werde Dich Sonntag Nacht erwarten. Den Bruder Pförtner machen einige Goldstücke stumm wie das Grab."

Vor Freude über die gewissenlose Bereitwilligkeit des Priors, fiel ihm der Ritter um den Hals und herzte und küßte ihn. Dann ließ der Prior den Morgenimbiß bringen und als Beide sich gesättigt, trennten sie sich. Der Ritter trabte zur Burg Malchow zurück, wo seine Abwesenheit zwar bemerkt, aber nicht weiter beachtet worden war.

Als aber die Sonne dieses Tages sich zum Untergang neigte und die von ihr beschienenen Gegenstände lange Schatten hinter sich warfen, traf Joseph vor dem Bernauer- (jetzt Königs-) Thore Berlins ein. Er hatte auf manchem Umwege sich seinem Ziele nähern müssen, da man in jener Zeit wohl ganze Horden von Zigeunern ziehen ließ, aber auf

Einzelne gern Jagd machte, deren Absicht zu stehlen man kannte und fürchtete. Mit vieler List wußte er die Wohnung Edgar's auszukundschaften und als völlige Dunkelheit hereingebrochen war, klopfte er an des Grafen Hausthür.

Ein Diener mit einer Leuchte in der Hand öffnete, prallte aber vor Schreck zurück, als er das dunkelgelbe Gesicht Joseph's mit den großen, rabenschwarzen Augen erblickte.

„Jesus, Maria!“ stotterte er. „Wen sucht Ihr?“ und schlug ein Kreuz über das andere.

„Den Herrn Grafen von Schilfau! Geht, sagt ihm, daß ich eiligst ihm höchst Wichtiges zu offenbaren habe,“ sprach Joseph.

Der Diener verschwand, froh, des gelben Gesichts los zu sein.

Bei Edgar befand sich grade Otto. Sie sprachen über ihre Liebe, über die nahe Erfüllung ihrer Wünsche und jeder von Beiden rühmte die Seligkeit, die er in der künftigen Verbindung mit der Geliebten schmecken werde. Da trat der Diener ein mit einem Gesicht, das die Spuren des erfahrenen Schreckens deutlich zeigte.

„Herr Graf,“ sprach er, „unten steht ein Zigeuner, wenn es einer ist, und will Euch eiligst sprechen.

„Was kann der Gelbfink mit mir zu reden haben?“ antwortete Edgar. „Laß ihn kommen!“

Der Diener ging und nach kurzer Zeit trat Joseph ein.

„Was willst Du von mir?“ fragte Edgar.

„Herr Graf,“ antwortete Joseph, „Euch etwas sehr Wichtiges mittheilen, doch Euch allein.“

„Du kannst dreist reden. Vor dem Ritter v. Lindenberg habe ich keine Geheimnisse,“ entgegnete Edgar.

„Gnädigster Herr,“ hob Joseph an, da er erfahren, wer der Andere sei, „ich komme von Freienwalde. Im Burglehn ist Alles wohl; doch schwebt eine große Gefahr über seinen Bewohnern.“

Als Joseph das Burglehn nannte, war auch Otto näher getreten und Beide sahen den Zigeuner forschend an. Dieser fuhr fort:

„Ich bin ein armer Mann, Ihr seid mit Gold gesegnet; was gebt Ihr mir zum Lohne, so will ich Euch die Gefahr entdecken und die Mittel zur Rettung sagen.“

„Euch, gelbes Gesindel, kennt man,“ sagte Otto; ich wette, Edgar, der Kerl bindet uns eine elende Geschichte auf, um uns zu prellen.“

„Herr Ritter,“ antwortete Joseph, „ob es eine elende Geschichte sei, mögt Ihr beurtheilen, wenn Ihr sie gehört habt. Lüge ich aber, so sollt Ihr mich strafen. Ich verlange nicht gleich den Lohn, gebt mir, Herr Graf, Euer Ritterwort, und ich vertraue dem. Doch zögert nicht lange, denn jede verrinnende Minute bringt die Gefahr näher, und macht die Rettung schwieriger.“

Mochte es nun eine im Grafen aufsteigende

Ahnung des bevorstehenden Unglücks sein, oder etwas im Gesicht des Zigeuners, was an seiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln ließ, — Schilfau versprach dem Zigeuner eine ansehnliche Summe und Lindenberg fügte eine nicht geringere hinzu. Da erzählte der Zigeuner und mit jedem Worte wurde das Erstaunen der jungen Ritter größer und ihr Zorn steigerte sich.

„Laß uns gleich reiten," rief Edgar, „und den Schurken züchtigen."

„Das geht nicht," fiel der Zigeuner ein, „noch hat der Ritter nichts der Züchtigung werthes gethan, und wolltet Ihr ihn anklagen auf meine Aussage hin, — wird nicht seinem Worte, wenn es mich der Lüge beschuldigt, weit mehr geglaubt werden? Ihr müßt ihn auf der That ergreifen, denn ich zweifle nicht, daß er selbst den Wagen lenken wird."

Aber läßt sich die That nicht schon vor ihrem Anfang verhindern?" fragte Otto. „Noch ist Zeit; ich habe keinen Dienst, ich will nach Freienwalde reiten und die Damen von ihrem Besuche auf der Burg abrathen und sie vor Bodenstein warnen."

„Was wird Euch das helfen?" fragte Joseph. „Meinet Ihr, daß der Ritter durch die *eine* Vereitelung sich an der Ausführung seines Planes *für immer* abhalten lassen wird? — oder habt Ihr einen andern Ort, als Euer Haus und Eure Burg, wo die Taube vor dem Raubvogel sicher ist? —

Wenn Ihr ihn nicht bei der That ergreift, werdet Ihr nie Ruhe vor ihm haben."

„Du hast Recht," sagte Edgar, „laß uns daher eilen, daß wir nicht zu spät kommen. Ich werde mich morgen beim Markgrafen beurlauben."

„Ich begleite Dich," rief Otto. „Deine Gefahr sei auch die meine."

„Säumet nicht, Herr Graf," sprach Joseph. Nur ein Morgenroth noch geht über der freien Elise auf; das zweite schon sieht sie in Bodensteins Knechtschaft."

„Eh dies geschieht," rief Edgar, „soll mein Blut den Boden röthen und mein Arm kraftlos erschlaffen. Elise, Du hast Dich mir geschenkt — jetzt muß und will ich Dich mir erkämpfen!" —

Alle drei verabredeten nun den Plan zur Befreiung des Fräuleins und zur Züchtigung des Ritters v. Bodenstein. Joseph stärkte sich mit Speisen, die auf Befehl des Grafen ihm vorgesetzt waren und machte sich gleich darauf auf den Rückweg. Auch den beiden Freunden verging die Nacht ohne Schlaf. Sobald es am nächsten Morgen die Sitte erlaubte, bat Edgar den Markgrafen um die Erlaubniß zu einer Reise nach Freienwalde. Sie wurde ihm gewährt und wenige Stunden darauf sah man Edgar und Otto aus dem Bernauer Thore reiten. —

Der Sonntag war herangekommen. Der Ritter v. Jagow mit seiner Gemahlin, sowie Robert hatten die Messe in der St. Nicolai-Kirche in Freienwalde besucht und waren nach derselben zur Frau v. Braunsbeck gegangen, um sie mit ihren Töchtern zum Besuche für den Abend auf die Burg einzuladen. Es war dies das erste Mal, daß Robert und Elise zusammen kamen, seitdem das Fräulein die Bewerbung des Ritters zurückgewiesen. Indeß traten sich Beide mit einer Unbefangenheit entgegen, als ob nichts vorgefallen wäre. Nach kurzer Zeit trennte man sich und als der Nachmittag gekommen war, fuhr der alte Claus den leichten Rollwagen, bespannt mit den muthigen Füchsen, vor; die Frau v. Braunsbeck, Elise und Clarisse stiegen ein, empfahlen der Dienerin Achtsamkeit auf das Haus und dahin flog der Wagen. Bald war der Schloßberg erreicht, an dessen Fuße Conrad und Robert die Kommenden empfingen und sie in die Burg begleiteten. In heiteren Scherzen und Gesprächen verstrich der Nachmittag und der Abend, und kaum war man von der Abendtafel aufgestanden, als ein Diener meldete, daß Claus mit dem Wagen am Fuße des Berges warte. Rasch befahl der Ritter von Jagow eine Fackel anzuzünden, um den Damen vorzuleuchten, die er jetzt allein den Berg hinabbegleitete, da Robert, ein Unwohlsein vorschützend, sich schon seit einer halben Stunde auf sein Zimmer zurückgezogen hatte.

Seine Anordnungen zum Raube des Fräuleins hatte Robert bereits am Morgen getroffen. Ein von ihm nach Sonnenburg geschickter Bote war beauftragt, sich dort ein Fuhrwerk geben zu lassen, bespannt mit den raschesten Pferden, sich damit auf den bestimmten Platz zu begeben und dort Jemand zu erwarten, der ihm dasselbe abnehmen werde.

Aber auch Edgar und Otto hatten die Zeit nicht müßig vorübergehen lassen. Im raschen Trabe waren sie nicht lange nach Mittag in dem Dorfe Dannenberg angekommen, wo Joseph sie erwartete Sie ließen hier ihre Pferde und gingen mit Joseph in den Wald. Hier zeigte er Beiden die verabredete Stelle, und nachdem er sie dringend gebeten, doch ja nicht die Zeit zu verfehlen, begab er sich nach dem Lager seiner Horde zurück, das diese jetzt in der Nähe von Torgelow, das ebenfalls dem Ritter von Jagow gehörte, aufgeschlagen hatte.

Als ob die Zeit Blei an den Füßen hätte, so langsam schien sie den beiden Jünglingen vorüber zu gehen und kaum neigte sich die Sonne dem Untergange zu, als Edgar zum Aufbruche nach dem Versteck mahnte. Wohlbewaffnet schlichen sie dahin; eine dick mit Gebüsch bewachsene, dem verhängnißvollen Platze nahe gelegene Stelle verbarg sie. Welche Gefühle mußten Edgars Herz durchzucken, als er die Zigeuner vorüber ziehen hörte, die seine zärtlich geliebte Elise in ihre gelben Arme nehmen sollten, als

er, bei eintretender Dunkelheit den Wagen heranfahren hörte, der sie entführen sollte, als er endlich Robert selbst ankommen sahe, der sein Lebensglück zerstören wollte. Welche Kraft gehörte dazu, hier sich zurück zu halten und seine Gefühle so zu bemeistern, daß seine Bewegungen seine Gegenwart nicht verriethen.

Endlich kam der längst erwartete und ebenso sehr gefürchtete Augenblick. —

Bei dem wenigen Lichte, das die am klaren Himmel flimmernden Sterne und die schmale Sichel des Mondes, der sich erst seit ungefähr einer Stunde aus den Abendwolken erhoben hatte, verbreiteten, sahen Edgar und Otto zwei Gestalten sich über den Bergrücken erheben. Ueber der Schulter des einen lag ein schlankes Mädchen, das er auf den Armen trug. Sie schien leblos, denn ihre Arme hingen schlaff herab, ihre Augen waren geschlossen und eine Todtenblässe hatte ihr Gesicht überzogen. Es war Elise, deren Raub am Eingange des Thales leicht bewerkstelligt worden war, da der alte Claus nur einen kurzen, fruchtlosen Widerstand geleistet hatte. Auch den Räubern zu folgen, war ihm bei seinem Alter nicht möglich gewesen, und nach kurzer Zeit war er zu der verzweifelnden Mutter und der tieferschütterten Clarisse zurückgekehrt, denen nun nichts übrig blieb, als eiligst zur Stadt zu fahren und von hier aus die Räuber aufsuchen und verfolgen zu lassen.

Kaum aber waren die Räuber — Joseph und

noch ein Zigeuner — zum Wagen gekommen, als Bodenstein, der am Wagen wartete, ihnen die holde Last abnahm, welche er in den Wagen setzte, und den Zigeunern den versprochenen Lohn zuwarf. Durch diese Erschütterung erwachte Elise aus ihrer Ohnmacht, aber als sie Robert sahe, als sie das Schreckliche ihrer Lage erkannte, schrie sie auf und sank in den bewußtlosen Zustand zurück, den sie so eben erst verlassen hatte. Aber dieser Schrei war für Edgar ein Dolchstoß in das Herz. Schon seit er Elise gesehen, hatte ihm der Boden unter den Füßen gebrannt, bevor er zu ihrer Befreiung hervorspringen konnte. Jetzt stürzte er heraus; wie ein Blitzstrahl zuckte sein Schwert durch die Luft und fuhr in Bodensteins Schulter.

„Meineidiger Jungfrauenräuber!“ schrie er, „zieh, oder ich steche Dich nieder, wie einen tollen Hund!“

Robert, dem der Angriff höchst unerwartet gekommen war, verlor dennoch nicht die Besonnenheit; rasch stand auch er schlagfertig da, aber nicht lange konnte er das Schwert führen, denn gelähmt von dem Hiebe in der Schulter, den er schon vor dem Kampfe empfangen hatte, sank der Arm entkräftigt herab, während in demselben Augenblicke Edgars Schwert in den Hals des Gegners fuhr. Robert fiel; ein schwarzer Blutstrom quoll ihm aus Mund und Nase und mit dem ausströmenden Blute entschwand dem Ritter das Leben.

Otto hatte während des Kampfes mit gezogenem Schwerte vor den Pferden gestanden und diese am Zügel gehalten, damit sie nicht, scheu werdend vom Geklirr der Schwerter, mit der schönen Last fortstürmen sollten. Jetzt war er Zeuge einer Scene, die zu beschreiben, eine Feder zu schwach ist. — Liebe, Angst trieben Edgar zum Wagen. Er rief seine Elise, die noch immer ohne Bewußtsein da lag, bei Namen, er verschwendete die süßesten Worte, er heftete vergeblich seine Lippen auf die ihrigen, um sie in das Leben zurück zu rufen; — es waren Minuten der fürchterlichsten Angst, welche der Jüngling durchleben mußte.

Aber welche Seligkeit kostete er, als Elise endlich die Augen öffnete, als sie ihren Geliebten, jetzt ihren Retter erkannte, als sie ihre Arme um seinen Nacken schlang und Thränen der Liebe, der Freude, des Dankes aus ihren Augen flossen.

„Elise, nun doppelt mein!“ — „Edgar, nun mir doppelt theuer!“ — mehr sprachen sie nicht — die süßesten, feurigsten Küsse versiegelten ihren Mund. Noch lange würden sie sich nicht aus den Armen gelassen haben, hätte nicht Otto an Mutter und Schwester erinnert, die, von ihrer Angst zu befreien, Kindes- und Schwesterpflicht fordere.

So bestieg man denn den Wagen, der nun ein Triumphwagen wurde. Den Leichnam Roberts hatte Otto in das Gebüsch gezogen und mit Zweigen bedeckt. Die Zigeuner hatten schon gleich beim Anfange des

Kampfes sich versteckt. Jetzt trat Joseph hervor, zeigte den Jünglingen den Weg, die ihn aufforderten, an einem bestimmten Tage in Berlin zu erscheinen und die versprochene Belohnung zu empfangen, Otto ergriff die Zügel, trieb die Pferde an und nach kurzer Zeit hielten sie vor dem Burglehn. Hier erneuten sich ähnliche Scenen, wie sie im Walde vorgekommen waren, nur daß auch Otto hier einen thätigen Antheil nahm.

Als man sich mehr beruhigt hatte und eine zusammenhängende Unterhaltung, an der sich alle betheiligen konnten, in den Gang gekommen war, stand Edgar plötzlich von der Seite seiner Elise auf, trat auf die Frau von Braunsbeck zu und sprach zu ihr:

„Liebe Mutter! Ihr habt mir Elise zugesagt, sie hät mir ihr Herz geschenkt, heut habe ich sie mir von Räubern erkämpfen müssen — o gebt mir heut noch ihre Hand, damit sie mir auf ewig gehöre."

„Ja," sprach die Mutter, „wenn Elise will!"

Edgar wandte sich zu Elise, die erröthend lächelte und ihm still, aber sanft den Kopf neigend, ihre Hand reichte.

Sogleich wurde der Priester geholt, und kaum war er erschienen, als Otto sprach:

„Was sollen wir dem ehrwürdigen Vater doppelte Mühe machen. Mutter, gebt mir meine Clarisse!"

„Nehmt sie hin," sprach die Mutter, „so sie Euch will!"

„Sie hat nichts dagegen,“ sprach Otto und schloß Clarisse in seine Arme.

Da nahm die Mutter ihre Myrthenbäumchen, die sie so lange gepflegt, schnitt die nöthigen Zweige ab, wand zwei Kränze daraus und flocht sie den Töchtern in das Haar. Dann traten beide Paare vor den Priester hin, der den Segen der Kirche auf den Bund ihrer Herzen legte. —

Aber schon am folgenden Tage mußten die Jünglinge an den Hof zurückkehren. Claus hatte ihnen ihre Rosse aus Dannenberg geholt. Groß war der Schmerz, als sie von ihren jungen Gattinnen sich trennten, und wurde nur gemäßigt durch die Hoffnung auf eine baldige Wiedervereinigung.

In Berlin angekommen, begaben sie sich sogleich zum Markgrafen und erzählten ihm das Vorgefallene. Dieser wurde sehr zornig über den Friedensbruch, dessen sich Robert schuldig gemacht, aber eben so sehr über Conrad, von dem er meinte, daß er um Roberts That gewußt und sie nicht verhindert habe. Daher sprach er die Acht über ihn aus und erklärte alle seine Besitzungen für ein erledigtes Lehen, das er nach seinem Willen vergeben könne und wolle; Conrad selbst aber erklärte er für vogelfrei und aus seinem Staate für verbannt.

Conrad, dem zwar der Leichnam Roberts gebracht war, der aber immer noch nicht den Zusammenhang

sich erklären konnte, bis er ihn nach einigen Tagen im Burglehn erfuhr, war erstaunt, als er den Spruch des Markgrafen vernahm, der den Verurtheilten nicht einmal gehört hatte, auch nicht hören wollte.

Was blieb ihm anders zu thun übrig, als mit Frau und Kind zu flüchten und die väterliche Burg zu verlassen. Wohin er ging, vertraute er Niemand, nur ein treuer Diener begleitete ihn auf seiner Flucht.

Um aber die beiden jungen Ritter und namentlich Edgar, so wie ihre beiden jungen Gattinnen die ausgestandene Angst vergessen zu machen, billigte der Markgraf nicht blos ihre geschlossene Verbindungen, sondern gab ihnen auch eine ansehnliche Aussteuer. Edgar wurde mit einer weitläuftigen Herrschaft belehnt und Otto mit dem Amte eines Oberinspectors sämmtlicher Forsten und Jagden des Markgrafen betraut. Schon nach wenigen Tagen holten sie ihre Gattinnen an den Markgräflichen Hof, dessen Zierde sie wurden und ihr Glück steigerte sich mit jedem Jahre ihres gegenseitigen Besitzes.

Joseph erhielt die versprochene Belohnung und so oft die Zigeunerhorde auf ihren rastlosen Zügen an Berlin vorüberging, kam Joseph zu denen, die ihm ihre Rettung und ihr Glück verdankten.

Der gewissenlose Prior aber zu Chorin blieb ungestraft, da mit Robert der einzige gestorben war, der ihn hätte verrathen können.

IV.

Das rothe Land bei Freienwalde.

Wer in dem freundlichen Freienwalde oder in dessen reizender Umgebung sich eine Zeit lang aufhält, der hört wohl von dem „rothen Lande," und wer die herrliche Waldpartie bei Sonnenburg, deren Mittelpunkt der Baar-See ist, besucht, den führt sein Weg über das „rothe Land" fort. Es ist dies eine ziemlich weite, rings von Bergen eingeschlossene und meistens unbewaldete Ebene, deren guter Boden dem fleißigen Bebauer einen reichlichen Ertrag gewährt, wenn durch Nachtwachen es gelungen ist, denselben vor dem zerstörenden Wilde, und namentlich vor den Alles umwühlenden, wilden Schweinen, die in nicht geringer Anzahl sich in den nahen Bergen aufhalten, zu sichern. Ihren heutigen Namen aber hat diese Ebene in Folge einer That erhalten, die aus edlem Herzen hervorging und in unmittelbarem Zusammenhange mit der in voriger Sage erzählten steht. Sie möge uns hier vorzutragen erlaubt sein.

Es war ein heißer Tag gewesen; unter seiner drückenden Schwüle waren Menschen und Thiere ermattet und fast verwelkt senkten die Blumen traurig ihr Haupt. Noch war die Sonne nicht unter den Horizont gesunken, da thürmten sich schon im Westen die schwarzen Wetterwolken auf und überzogen den Himmel, der noch kurz zuvor im reinsten Blau geprangt hatte. Einzelne Blitze durchzuckten das Gewölk und in der Ferne rollte der Donner. Nicht lange, so war das ganze Himmelsgewölbe von einer schwarzen Wolke überzogen, welche die leuchtenden und sich kreuzenden Blitze zerrissen, denen die heftigsten Donnerschläge auf dem Fuße folgten. In Strömen rauschte der Regen herab und vermehrte die unbequeme und ängstliche Lage, in der vier Reiter sich befanden, deren Rosse bei jedem Blitze zusammenschreckten. Drei von ihnen, ein Mann, eine Frau und ein Knabe von etwa vierzehn Jahren, ritten neben einander, der vierte, den man gleich für den Diener der drei ersten erkannte, in einiger Entfernung hinter ihnen. Sie hatten sich alle in dichte Mäntel gehüllt, aber auf den Herrn schien das Grauenvolle des Wetters gar keinen Eindruck zu machen. Er sahe, wie nachdenkend, vor sich hin, ihm leuchteten ungesehen die Blitze, und krachten ungehört die Donner. Mit Thränen im Auge blickte die Frau öfter seitwärts auf den Mann, endlich sprach sie:

„Ein fürchterliches Wetter! Doch — wir müssen

ja bald am Ziele sein und können dann bequem ausruhen.

„Das Wetter paßt ganz zu meiner Gemüthsstimmung," antwortete der Mann. „Ist es nicht, als habe sich mein Schicksal mit den Elementen verschworen und auch diese gegen mich aufgewiegelt?"

„Hoffe auf Gott, lieber Conrad," antwortete die Frau; „es werden wieder bessere Tage kommen."

„Ach, es ist mir nur um Dich, liebe Agnes," entgegnete Conrad; „ich wollte gern Alles tragen, wenn Du nur nicht mit leiden müßtest."

„Das ist des Weibes schönster Beruf, sich mit zu freuen und mit zu leiden mit dem, dem sie sich ganz ergeben," sagte Agnes und reichte ihrem Gatten die Hand; wolltest Du mich an seiner Erfüllung hindern oder mir die Freuden kürzen, die in ihm liegen?"

Conrad's Gesicht erheiterte sich bei diesen Worten seiner Gattin; er drückte ihr die Hand und sagte: „Ein gutes Weib ist der höchste Schatz im Leben. Ich will nicht verzagen; schon um Deinetwillen müssen wieder bessere Tage kommen." —

Die Heftigkeit des Gewitters hatte sich unterdeß gemindert; aber noch immer rauschte der Regen herunter und die im Wege stehenden oder über ihn fließenden Gewässer hinderten die Rosse am rascheren Schreiten. Endlich bog sich der Weg in das Selkethal hinein, unstreitig das lieblichste Thal des Harzgebirges; nach kurzer Zeit führte er den Berg hinan, auf dem die

Burg Falkenstein liegt, noch heut wohl erhalten, deren Thor sich den Reitern öffnete und deren Bewohner sie mit inniger Freude empfingen.

Falkenstein gehörte damals dem Grafen Georg von der Haselburg, einem in kräftigstem Mannesalter stehenden Ritter, auf den wegen seines biederen Charakters und seines wohlwollenden Gemüths alle seine Unterthanen mit Vertrauen schauten und der durch die Heiterkeit seines Wesens und durch seine Herablassung alle, die mit ihm umgingen, an sich fesselte. Fern von jedem Stolze schlug in seiner Brust ein Herz, warm für Menschenwohl; in dem Aermsten sahe er den Menschen, der von seiner Weisheit Abhilfe seiner Noth erwartete; seine Thür stand Jedem offen und kein Dürftiger ging ununterstützt von ihm. Er war der Vorstand eines weiten Kreises, dessen Insassen es für ein Glück achteten, ihn als solchen zu haben. Ihm zur Seite stand eine ebenso liebenswürdige Gattin.

„Alter Freund!" begann der Graf, nachdem die Eingekehrten trockene Kleider angelegt und sich in dem großen Speisesaale der Burg versammelt hatten, „Du hast mir eine recht große Freude mit Deinem Besuche gemacht. Nun ziehe aber sobald nicht wieder von dannen."

„Georg," antwortete Conrad von Jagow, denn er war der Angeredete, „Du weißt nicht, wen Du diese Nacht beherbergst. Ich bin flüchtig, ich bin

verbannt und aller meiner Güter beraubt. Was mir von meinem frühern Reichthum geblieben, führe ich mit mir."

„Was sagst Du!" rief Georg erschrocken und faßte die Hand seines Freundes, während die Gräfin voll Schmerz die Gemahlin des Ritters umarmte.

„Ja, es ist so!" sprach Conrad weiter. „Du hast ja Bodenstein gekannt, der sich bei mir aufhielt. Eine unerwiederte Leidenschaft zu dem Fräulein Elise von Braunsbeck verleitete ihn zum Raube derselben, bei dem er vom Grafen von Schilfau, dem jetzigen Gemahl Elise's, erstochen wurde. Ich habe weder von dem einen, noch von dem andern etwas gewußt, dennoch hielt mich unser Markgraf für einen Mitschuldigen Bodensteins und sprach die Acht über mich aus. Geächtet siehst Du mich hier. Wirst Du noch der Freund des Geächteten bleiben?" —

„Conrad," wie kannst Du an der Beständigkeit meiner Freundschaft zweifeln?" antwortete Georg. „Wäre es möglich, so würde sie durch Dein Unglück fester, inniger werden! Du bleibst natürlich bei mir und wartest bis Dein Geschick sich ändern wird."

Ich habe nie gezweifelt," entgegnete Conrad und drückte den Freund an seine Brust, „aber es ist so süß, vom Freunde selbst die Versicherung zu hören, seine Gefühle seien noch dieselben, und das angeboten zu bekommen, was der Inhalt unserer Bitte sein sollte."

Ungefähr anderthalb Jahre nach dieser Zeit saßen der Graf von Schilfau mit seiner jungen liebenswürdigen Gattin im traulichen tête-à-tête bei einander. Ein trüber Novemberabend, dessen Sturm und Regenschauer die Annehmlichkeiten eines warmen Zimmers recht empfinden ließen, war früh hereingebrochen. Aber für Edgar war es himmlisch hell im Zimmer, er hörte nicht auf Sturm und Regen draußen. Er war in Freuden versunken, die er früher nicht gekannt. Auf Elise's Schoß spielte ein holder Knabe, der in lieblichem Gemisch die Züge des Vaters und der Mutter trug, und den beide Eltern abwechselnd küßten.

Da klopfte es und herein trat der Beiden wohlbekannte und von Beiden stets gern gesehene Zigeuner.

„Guten Abend, Joseph!" redete der Graf ihn an; „Du bist diesmal lange ausgeblieben. Was bringst Du Neues?"

„Nichts Erwünschtes," antwortete Joseph; Ruhm und Ehre für Euch, Herr Graf, aber Angst und Sorge für Eure holde Gattin."

„Du machst mich ängstlich, Joseph," sagte Elise. „Was droht mir denn?"

„Gnädigste Frau Gräfin," antwortete Joseph, bisher hat die Sonne des Glücks Euch geleuchtet, Ihr habt nur die Freuden der Liebe kennen gelernt; jetzt fürchte ich, zieht eine Wetterwolke an Eurem Lebenshimmel herauf, Ihr werdet auch die Angst der

Liebe kennen lernen. Bis jetzt habt Ihr Euren ritterlichen Herrn bei Euch gehabt, — nun werdet Ihr ihn im Feldlager suchen müssen."

„Du sprichst von Krieg, Joseph," fragte der Graf. „Hast Du etwas gehört? Woher kommst Du denn?"

„In der letzten Zeit," entgegnete Joseph, „zog unsere Horde in Pommern umher, sich in der Nähe Stettins haltend. Da habe ich so manches Gespräch belauscht und auf manchem Edelhofe Zurüstungen gesehen, die auf einen Einfall in Brandenburg schließen ließen. Es will der Pommernherzog der Erbverträge los sein, die der Kaiser Ludwig der Baier mit dem alten Pribislav geschlossen, nach denen Pommern über kurz oder lang an Brandenburg kommen muß. Ich fürchte, daß im Frühjahre der Kriegsruf in der Neumark ertönt und Ihr Eure Reiter gegen die Pommern führen müßt."

„Du bringst Nachrichten, die wohl in Ueberlegung zu ziehen sind," sagte Edgar. „Ich muß sie sogleich dem Markgrafen mittheilen." Damit verließ er das Gemach, warf sein Schwert und seinen Mantel um, bedeckte sich mit seinem Baret und begab sich zum Fürsten. Dieser, erstaunt über Edgars Besuch, noch erstaunter über seine Nachrichten, ließ den Zigeuner rufen, um von diesem selbst zu erfahren, was für ihn höchst wichtig war.

In aller Stille wurden nun die nöthigen Maß-

regeln ergriffen und Vorkehrungen getroffen, um einem Einfall sogleich begegnen zu können; in aller Eile, aber mit der größten Vorsicht ein Reitergeschwader von tausend Mann zusammen gezogen, über das Graf Schilfau den Oberbefehl erhielt. Außerdem schickte man Joseph mit noch einigen listigen und verschlagenen Leuten aus, den ersten, um als Spion seine Erkundigungen fortzusetzen, die andern, um eine Linie von der pommerschen Grenze bis Berlin zu bilden, durch welche die Nachricht von dem geschehenen Einfall schnell bis zum Fürsten gelangen könne. Und nur wenige Wochen waren vergangen, da kehrte Joseph mit den ausführlichsten Berichten über Zeit und Ort des Einfalls zurück. Reich beschenkt vom Markgrafen und begnadigt mit einem Schutzbriefe für seine Züge in der Mark, kehrte er zu seiner Horde zurück, die während der Abwesenheit Josephs ihre alten Stätten in den Bergen bei Freienwalde aufgesucht hatte und hier ihre Streifereien bis zum Kloster Chorin ausdehnte.

Bald war es auch bis hierher bekannt geworden, daß die Zigeunerhorde wieder da sei, die zu jener Zeit da gewesen, als Bodenstein den Raub des Fräuleins v. Braunsbeck versucht und dabei seinen Tod gefunden hatte, und man sagte in der ganzen Gegend, daß Bodenstein sich dieser Zigeuner zur Ausführung seiner That bedient habe.

Der Prior Anselmus konnte, obwohl anderthalb

Jahr schon hinter Roberts That lagen, dennoch nicht Ruhe finden; es ängstigte ihn die Ungewißheit, in der er schwebte, ob Robert ohne jeglichen Mitwisser gestorben und so seine eigne Bereitwilligkeit mit undurchdringlichem Dunkel bedeckt sei. Seine Angst mehrte sich, wenn er an die harte Strafe dachte, die der Markgraf über den Ritter v. Jagow ausgesprochen, der seine Unschuld hoch betheuert hatte, oder wenn er bedachte, in welche Region der Gesellschaft die gekommen sei, deren Untergang er hatte mit bereiten helfen. Zur Gewißheit hoffte er zu kommen, wenn er die Zigeuner fragte und als ihm daher vom Bruder Pförtner die Anwesenheit eines, der um Almosen bettelte, gemeldet war, befahl er, ihn zu ihm zu bringen. Sein Glück oder Unglück wollte, daß es Joseph war, den er zu sich beschieden. Kaum waren sie allein, so begann der Prior:

„Ihr waret in dieser Gegend, als der Ritter v. Bodenstein in der Nähe der Malchow erstochen wurde.“

„Ja, Hochwürdiger Herr!“ antwortete Joseph.

„Ihr seid ihm bei der That behülflich gewesen,“ fuhr der Prior fort.

„Hochwürdiger Herr,“ antwortete Joseph, „wir sind Niemands Knechte, am wenigsten dienen wir bei solchen Thaten.“

„Aber,“ sagte der Prior, „es hat doch ein Zigeuner den Tod des Ritters auf der Burg gemeldet! Dieser gehörte zu Euch!“

„Das war ich selbst," entgegnete Joseph, „ich kam dazu, als der Ritter starb."

Joseph sahe, welche Ueberraschung dies dem Prior verursachte und in ihm stieg die Vermuthung auf, es müsse der Prior bei dem Raube auch eine Rolle zu spielen übernommen haben. Diese Vermuthung wurde ihm zur Gewißheit, als der Prior rasch und unvorsichtig fragte:

„Sprach er noch etwas?"

„Ja," sagte Joseph, den Prior scharf ansehend, „er sprach von Euch, von Eurem Kloster."

„Was, was?" fragte ängstlich Anselmus.

„Ihr solltet ihn trauen," sagte Joseph, kühn weiter lügend.

„Der Verräther! rief der Prior, erblaßte und zitterte. Dann wandte er sich zu Joseph und bat ihn: „Laß diese letzten Worte in Dir begraben sein und nimm sie mit in Dein Grab. Schweig und reichlich lohn ich Dir!" und dabei holte er ihm eine Rolle Goldstücke.

Joseph steckte sie ein, innig erfreut, eine Stelle gefunden zu haben, wo er öfter vorsprechen könnte, und versicherte dem Prior, daß nie eine Sylbe dieses Geheimnisses über seine Lippen kommen solle. Darauf schied er von dem Prior, der zwar seines Zweifels enthoben war, aber dessen Angst sich um vieles vergrößert hatte, denn er sahe sich jetzt in die Hände eines Menschen gegeben, dem er edle Gefühle zuzutrauen nicht geneigt war.

Unterdeß hatte Conrad v. Jagow ruhig auf Falkenstein gelebt. Sein Freund hatte gethan, was er konnte, ihn zu erheitern und zu zerstreuen, — aber umsonst. Zu wiederholten Malen waren Diener in Freienwalde's Umgegend gesandt worden, um sich zu erkundigen, ob ein und welch neuer Herr in die Burg eingezogen wäre. Noch waren sie immer mit der Nachricht zurück gekommen, daß noch keine Aenderung geschehen wäre. Aber diese Berichte genügten dem Ritter nicht; konnte nicht ein Anderer, der nur nicht in der Malchow wohnte, mit seinen Besitzungen belehnt sein? — oder konnte nicht der Zorn des Markgrafen sich gelegt haben und er geneigt sein, sein strenges Urtheil zurück zu nehmen oder doch zu mildern? — Wie und wo konnte er dies besser erfahren, als beim Grafen von Schilsau. Selbst wollte er daher zur Malchow kommen, selbst mit dem Grafen reden, und mochte es auch noch so gefährlich sein. Diesen Entschluß theilte er eines Abends, wo beide Familien im Zimmer der Burgfrau versammelt waren, seinem Freunde mit und alle Bedenken, die dieser dem Vorhaben des Ritters entgegenstellen mochte, schlug er durch seinen Muth und festen Willen zurück.

„Aber allein sollt Ihr nicht ziehen, Herr Ritter," sprach Junker Albrecht, der älteste Sohn des Grafen v. d. Haselburg, „ich will Euch begleiten, wenn anders mir mein Vater die Erlaubniß giebt, um die ich ihn inständig bitte."

Albrecht war ein blühender Jüngling in dem Alter von achtzehn Jahren, von schlankem Wuchse, aber kräftigem Bau. Schön gelocktes schwarzes Haar umwallte seine Schläfe, aus seinen schwarzen Augen blitzte ein kühner Muth, auf seinen Wangen erglänzten die Rosen der Gesundheit, um Lippe und Kinn kräuselte sich der junge, dunkle Bart.

„Ja, nimm ihn mit," sprach der Graf, „es ist sein erster Zug — mag er sich bei Dir die Sporen verdienen."

„Lieber Bruder," sagte Conrad, „der Weg ist nicht ohne Gefahr!"

„Darum soll mein Sohn Dich schützen," antwortete der Graf, „er soll meine Stelle vertreten."

„Herzlichen Dank, lieber Vater," jubelte Albrecht, mein Leben für Euch, Herr Ritter!"

„Komm an mein Herz, braver Junge!" sprach der Ritter gerührt und umarmte den Junker.

Die Vorbereitungen zur Reise waren bald getroffen und schon am nächsten Morgen ritten Beide von der Burg ab. Zwar hinderte das schlechte Herbstwetter sie an der Schnelligkeit, mit der Conrad fortzukommen wünschte, aber es gab auch eine größere Sicherheit vor dem Erkanntwerden. Vier Tage brauchten sie, um in die Nähe des Ziels ihrer Reise zu kommen. Es war grade am Abende des Tages, an dem Joseph bei dem Prior von Chorin gewesen war, als die beiden Reiter in die sogenannte Schlucht

am Fuße des Schloßbergs einbogen, ihre Rosse an eine Eiche banden und nun zurückgingen, um den gewöhnlichen Pfad zur Burg hinaufzusteigen.

Da trat ihnen, von der Burg herabkommend, Joseph entgegen. Er erkannte sogleich den Ritter und redete ihn an, ohne sich jedoch zu verrathen.

„Gnädigster Herr, ich bitte um eine milde Gabe!"

Conrad zog seine Börse und suchte absichtlich längere Zeit nach einer kleinen Silbermünze, um den Zigeuner fragen zu können:

„Kommst Du von der Burg?"

„Ja, gnädigster Herr!" antwortete Joseph.

„Weißt Du nicht, ob der Burgherr oben ist?" sagte Conrad.

„Ihr seid wohl lange nicht in dieser Gegend gewesen," antwortete Joseph, daß Ihr nicht wißt, der Ritter v. Jagow sei verbannt und seine Burg noch nicht vergeben?"

„Was Du sagst," sprach Conrad, indem er die Miene eines Erstaunenden annahm, dem Zigeuner die Münze reichte und zu seinem Begleiter sich wendend sagte:

„So brauchen wir uns nicht hinauf zu bemühen."

„Wie Ihr wollt," antwortete dieser gleichgültig.

Der Zigeuner hatte sich entfernt, Conrad und Albrecht, als sie dies bemerkt, stiegen rasch den Berg hinan und traten in den Burghof ein. Die Freude des Gesindes, ihren Herrn wieder zu sehen, war

unbeschreiblich und nicht minder groß die Conrad's, als sein treuer Voigt ihm berichtet hatte, wie er bis jetzt in keiner Verrichtung gestört worden sei und nach wie vor die Ernten habe einbringen und verkaufen, auch die Gefälle einziehen können, die er, eine ansehnliche Summe, seinem Herrn übergab. Als aber Beide zu ihren Pferden zurückgekehrt waren und sie losgebunden hatten, wurden sie durch eine Stimme überrascht, die aus dem Busche, nicht weit von Ihnen, sprach:

„Herr Ritter, Ihr wollt zwar nicht gekannt sein, aber vertraut mir, ich möchte Euch gern etwas offenbaren."

„Tritt näher!" rief Conrad.

„Schwört mir Sicherheit zu!" sprach die Stimme.

Dies geschah und hervor trat Joseph und sagte zu Conrad:

„Haltet Euch nicht länger in dieser Gegend auf, sie ist voller Kundschafter und Reiterknechte, die sie in jeder Richtung durchstreifen. Der Pommern-Herzog will in das Land einfallen, hier will er den Uebergang über die Oder versuchen, und hier der Markgraf ihn empfangen. Noch zürnt dieser sehr auf Euch und so oft auch der Graf v. Schilfau für Euch zu sprechen wagte, stets fand er ein schlechtes Gehör. Wehe Euch, wenn seine streifenden Reiter Euch ergriffen.

„Mensch, woher weißt Du dies Alles!" fragte Conrad.

„Fragt jetzt nicht danach“ antwortete Joseph. „Glaubt nur dem, was ich Euch sage.“

„So will ich Böses mit Gutem zu vergelten suchen,“ sprach Conrad zu Albrecht, „ich will dem Markgrafen beistehen. Das Geld, das ich jetzt empfangen, war sein; in seinem Dienste soll es verwandt werden. Ich will Reiter um mich sammeln und dem Fürsten zu Hülfe ziehen.“

„Kommt Ihr, Herr Ritter, so ziehet mit Eurem Haufen auf Chorin zu. Dort will ich Euch treffen und an den Ort bringen, von dem aus Eure Hülfe am wirksamsten sein soll.“

Doch konnte der Ritter dem Verlangen nicht widerstehen, die alte Frau v. Braunsbeck zu besuchen. Sie lebte seit der Verheirathung ihrer Töchter einsam im Burglehn, fleißig besucht von Mathilde. Diese war auch jetzt bei ihr, als Conrad und Albrecht, geleitet von Joseph, nach Freienwalde in das Burglehn kamen. Die Freude der Frau v. Braunsbeck, Conrad wieder zu sehen, war sehr groß, während Albrecht und Mathilde sich gegenseitig überrascht fühlten und einen Eindruck auf sich machten, der nicht wieder verloren ging. Nach kurzer Zeit trennte man sich, aber in aller Herzen, besonders den jungen, entstand der lebhafte Wunsch, es möchte diese Trennung nicht lange dauern.

Joseph brachte die Reiter sicher aus dem Bereich der Kundschafter, beredete mit dem Ritter die Zeit

seines Eintreffens vor Chorin und schied dann von ihm mit dem herzlichen Wunsche, es möchten ihm seine Unternehmungen gelingen.

Der für die Mark so verhängnißvolle Zeitpunkt des Einfalls der Pommern war da. Längst schon hatte Joseph die bestimmten Nachrichten nach Berlin gebracht und hier hatte man beschlossen, sich diesseit der Oder bei Freienwalde aufzustellen, wohin der Feind seinen Lauf richten wollte, diesen selbst die Oder passiren zu lassen und ihn hier unvermuthet anzugreifen und in der ersten Ueberraschung aufzureiben.

Der Markgraf war mit seinem Heere von Berlin ausgerückt und lagerte sich mit demselben auf den waldbewachsenen Bergen, welche an der Westseite des „rothen Landes" liegen, während Graf Edgar sich als Vorposten mit dem einen Theile des Heeres der Ebene genähert hatte, die sich zwischen den Bergen von Freienwalde und dem Oderstrome hinzieht.

Der Markgraf hatte seine Kriegsobersten um sich versammelt, hatte sie auf die bevorstehende Schlacht aufmerksam gemacht und, um ihren Muth und ihre Tapferkeit zu erhöhen, gesagt:

„Wir lagern hier auf dem Grund und Boden eines erledigten Lehns. „Es soll der Lohn für geleistete Dienste werden. W e r d i e n ä c h s t e S c h l a c h t

entscheidet, dem werde die Burg Malchow und alle ihre Besitzungen zu Theil.“ —

Am nächsten Morgen sahe man in der Frühe, trotz des Nebels, der auf dem Thale lag, die Schaaren der Feinde über den ruhig dahingleitenden Strom setzen und sich zum weiteren Marsche ordnen. Edgar hatte rasch den Markgrafen von ihrer Ankunft benachrichtigt und als dieser zu ihm gestoßen, mit ihm den heranrückenden Feind angegriffen. Dieser, zuerst zwar überrascht, hatte sich doch schnell geordnet und den Märkern einen solchen Widerstand geleistet, daß sie sich genöthigt sahen, sich in die Berge zurück zu ziehen. Der Muth entschwand ihnen immer mehr, je heftiger die Feinde nachstürmten und als sie das freie Feld, das „rothe Land“ erreicht hatten, lös'te sich Alles in wilde Flucht auf. Laut tönte das Siegesgeschrei der verfolgenden Feinde und mancher Kriegsmann fiel unter den Streichen ihrer Schwerter. Vergebens mühten sich der Markgraf und Edgar ihre Schaaren zum Stehen zu bringen.

Da stürmten plötzlich von der Westseite 200 Reiter, geführt von einem schwarz gepanzerten Ritter, dem ein in glänzender Rüstung strahlender Reiter zur Seite war, grade in die Flanke des Feindes. Ein mörderisches Gemetzel begann, weithin röthete sich das Land vom Blute der Erschlagenen und behielt von jenem Tage an bis heut den Namen: „das rothe Land.“

Als aber die flüchtigen Brandenburger sahen, wie der Feind unvermuthet aufgehalten worden sei, da kehrte ihnen der Muth zurück und mit wieder gewonnener Kraft stürzten sie sich auf die Feinde. Die Niederlage der Pommern war vollständig; nur Wenige retteten sich mit ihrem Herzoge in ihre Gauen zurück, und nie hat dieser es mehr gewagt, in die Mark einzufallen.

Als die blutige Arbeit vorüber war, befahl der Markgraf dem schwarzen Ritter vor ihn zu kommen. Er erschien mit geschlossenem Visire, ihm zur Seite der Reiter, der auch in dem heißen Kampfe nicht von ihm gewichen war. Im Kreise herum standen die Kriegsobersten.

„Wer seid Ihr, tapferer Ritter," redete der Markgraf ihn an.

„Ein Todter," antwortete der Ritter.

„Wahrlich!" entgegnete der Markgraf, „Ihr habt des Todes Amt furchtbar verwaltet! Doch laßt mich Euer Antlitz sehen!"

„Ihr befehlet, — ich gehorche!" war die Antwort und das Visir fiel.

„Conrad v. Jagow!" rief Edgar. „Ist es möglich!"

„Conrad v. Jagow ist todt!" sprach nach einer langen Pause ernst der Markgraf, aber Conrad v. Uchtenhagen*) lebt. — Was ich versprochen

*) Uchtenhagen — Ut dem Hagen — aus dem Walde, Busche.

halte ich! Euer sei Jagow's Land und Lehen, denn Ihr habt den Preis des Tages davon getragen!"

So war Conrad mit verändertem Namen wieder in Gnaden aufgenommen und hatte sich erkämpft, was ihm früher die Geburt gegeben hatte.

Nach seiner Rückkehr von Freienwalde hatte sein Freund, der Graf von der Haselburg, alle Kräfte aufgeboten, seinem Freunde die nöthige Mannschaft zu verschaffen. Seinem Rufe war freudig gefolgt, wer ein Pferd und Waffen hatte, denn in des Grafen Dienst und ihm zur Liebe opferte Jeder gern, was er hatte und setzte selbst sein Leben ein. 200 Reiter, tapfere und in Schlachten versuchte Männer waren zusammen gekommen und gern hatte der Graf den Bitten seines Sohnes nachgegeben, den Zug mitmachen zu dürfen. Ihn zog der Thatendurst — ihn zog die Sehnsucht und das Hoffen der ersten Liebe, die in seinem Herzen keimte.

Eilend auf seinem Wege war das Geschwader bald in die Nähe von Chorin gekommen, wo es, von Joseph empfangen, von dem Prior, den Joseph aufgefordert hatte, auf das Beste verpflegt wurde. Gestärkt und erfrischt zogen sie, geführt von dem Zigeuner, am Abend vor der Schlacht in das Thal, das heut den Namen des Gesundbrunnenthales führt, und brachen gerade in dem Augenblick hervor, wo für die Märker die Schlacht verloren schien. —

Nachdem der Markgraf Conrad von Neuem mit

seinen Besitzungen belehnt hatte, wandte er sich zu Albrecht, der mit Freude leuchtenden Augen dastand.

„Wer seid Ihr denn?“ fragte der Fürst.

„Albrecht, ältester Sohn des Grafen v. d. Haselburg,“ war die Antwort.

„Ich kenne Euren Vater sehr wohl,“ entgegnete der Markgraf; Ihr habt Euch heut seiner würdig gezeigt! Empfanget von mir den Ritterschlag!“

Ueberrascht und auf's Höchste erfreut, hier einen seiner heißesten Wünsche erfüllt zu sehen, kniete der Jüngling nieder, den ehrenden Schlag zu empfangen. —

Conrad v. Uchtenhagen und Albrecht begleiteten den Markgrafen nach Berlin zurück und zogen dann, in der Gesellschaft von Edgar und Elise, denen später Otto und Clarisse folgte, nach Freienwalde. Hier wuchs die Liebe von Albrecht und Mathilde und als am schönen Weihnachtsfeste Albrechts Eltern auf der Malchow waren, wohin sie Conrads Frau gebracht, gaben Albrecht und Mathilde sich als das schönste Angebinde — Herz und Hand.

Joseph hatte sich an Conrad einen Freund mehr erworben. Die alte Zigeunermutter war gestorben, — nun band ihn nichts mehr an die Horde; er trennte sich von ihr und schweifte von einem Freunde zum

andern, konnte aber nie bewogen werden, irgend wo einen festen Aufenthalt zu nehmen. Er starb endlich auf der Malchow und, seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß, fand er sein Grab im Walde unter einer mächtigen Eiche, die, wenn der Abendhauch durch ihre Blätter säuselt, leise klagt um das brave, gebrochene Herz, das in einer gelben Brust schlug.

V.

Der Schatz im Schloßberge bei Freienwalde.

(Eine Fischer-Sage.)

Gewiß kein Badegast in dem lieblich gelegenen Freienwalde versäumt, die Prinz-Friedrich-Wilhelms-Höhe, ein jenseit der alten Oder gelegenes Caffee-Haus, zu besuchen, von dessen gesprächigem, vielerfahrenen Wirth und dessen geschäftiger Frau, (er ein Philemon, sie eine Baucis) er die freundlichste Aufnahme zu gewärtigen hat, und dessen Berge ihm die lohnendsten Aussichten auf das Oderthal und die am Rande desselben liegenden Ortschaften bieten.

Wenn er aber auf seiner Wanderung die Stadt verlassen und in den schattigen, chaussirten Weg durch das Oderbruch eintreten will, so muß er über die Stadtbrücke, welche über den dicht hinter Freienwalde vorbeifließenden Canal gebaut ist, und bleibt er auf derselben stehen und wendet seine Blicke rechts, so gewahrt er im Canal mehrere Fischkasten und am Ufer verschiedene Kähne, die alle mit dem Hinterende, nicht mit der Spitze auf dem Lande stehen. Und kehrt ein Fischer zurück von seinem mühsamen Werke auf der nassen Bahn und kommt in die Nähe seiner friedlichen Wohnung, wo Weib und Kind seiner

sehnsuchtsvoll harren, so wartet der Zuschauer vergeblich auf den Augenblick, wo die Spitze des Kahns sich dem Lande zuwenden soll; verwundert sieht er sie sich vom Lande wenden und durch einen kräftigen Ruderschlag fliegt der Kahn mit dem hinteren Ende auf das Ufer. Der Fischer aber geht dabei nicht in die Spitze, er bleibt am Hinterende stehen. —

Man findet auch an andern Orten ähnliche Gewohnheiten, die vom Vater auf den Sohn erben, und fragt man nach dem Grunde dazu, so lassen sich über denselben nur Vermuthungen aufstellen und diese sich wieder herleiten theils aus örtlichen Verhältnissen, theils aus hergebrachter Sitte, theils aus abergläubischem Vorurtheil; meistentheils aber hat sich ein vermeintlicher Grund in einer Sage erhalten, bei der man wegen ihres Alters und ihrer Ausschmückung nicht das herausfinden kann, was das Wahre an ihr ist.

Das Letztere ist in Freienwalde der Fall und diese Sage zu erzählen, möge uns hier gestattet sein.

Vor langen, langen Jahren lebte in Alt-Kietz bei Freienwalde der Fischer Mewes. Sein Haus stand dicht an der Oder, welche zu jener Zeit unmittelbar an der Stadt vorüberfloß. Ihr hatte der alte, große König Friedrich noch nicht bei Güstebiese den Lauf versperrt und einen andern angewiesen. Noch rauschte sie in mächtigem Strome durch das von ansehnlichen Bergen eingeschlossene Thal und in mehreren

Armen wallte ihre Woge, verstärkt durch die Gewässer so manches murmelnden Bachs, so manches silbernen, kühlen Quells, die aus den Bergen ihnen zuflossen, der Ostsee zu.

Mewes's Haus, mehr eine Hütte, war klein und unansehnlich; über der Hausthür sah man einen Fisch, aus Thon geformt, zum Zeichen des Gewerbes, das darin getrieben wurde und der Sachen, die man dort kaufen konnte. Er hatte es von seinem Vater ererbt, der ihm wenige Jahre zuvor gestorben, und dessen einziger Sohn er gewesen war. Dies Haus, einige Kähne und Ruder, Netze, ein Fischkasten, ein rüstiger Körper, ein Paar kräftiger Arme, ein frommes Herz und ein froher Muth, — das war Mewes's Besitzthum.

Er war ein schöner Jüngling; sein braunes Gesicht umwallten schwarze Locken und ein schwarzer Bart, der aber durch seine Kürze seine Jugend verrieth, (Mewes war erst 20 Jahr alt) sproßte um Lippe und Kinn; ein dunkles leuchtendes Auge verrieth Herzensgüte, aber die hohe Gestalt flößte Achtung ein und der Ernst auf der gewölbten Stirn zeigte, daß Mewes Mann sei, der seine Selbstständigkeit wahren konnte und erfahrene Angriffe gebührend zurückweisen werde. Er vermochte große Anstrengungen zu ertragen, denn sein Körper war gestählt worden in Wind und Wetter, in Frost und Hitze. Ihm war Tag und Nacht gleich; Furcht kannte er bis jetzt nicht.

So eben kehrte er zurück von seiner nächtlichen Fahrt, die sich reichlich belohnt hatte. Ein gefüllter Kasten schwamm hinter seinem Kahne her, in dessen Spitze das ausgewaschene Netz, sorgfältig über einander geschichtet, lag: Mit raschen Schlägen ruderte er dem Häuschen zu und von der Anstrengung fiel der Schweiß in großen Tropfen von seiner Stirn. Bei sich aber überlegte er, wie er den Erlös aus seinen Fischen verwenden wolle. Denn er dachte darauf, die Zimmer seines Häuschens mit zierlichem Geräthe zur Bequemlichkeit zu versehen und sie auszuschmücken zu einem angenehmen Aufenthalt.

Und bei diesen Gedanken wurde es ihm so eng und so weit in der Brust; rascher klopfte das Herz und ein süßes Weh bemächtigte sich seiner. In Gedanken stellte er eine holde Gestalt in das Zimmer und unter die Geräthe, die geschäftig hin und her sich bewegte und dabei so manchen Blick auf ihn lenkte; er sah im Geiste diese Gestalt aus der Hinterthür treten, an das Ufer kommen, wenn er landete; ihm den Schweiß von der Stirn trocknen; fühlte sie freundlich ihn bei der Hand fassen und in das Haus in das Wohnzimmer führen, wo sie zur Erquickung und Stärkung nach der Arbeit Speise und Trank aufgetragen; hörte sie traulich plaudern von dem, was während seiner Abwesenheit vorgefallen, was sie eingenommen, was sie ausgegeben und wie es im Hause stände.

Und bei diesen Gedanken waren die Ruderschläge immer kräftiger geworden, waren immer rascher aufeinander gefolgt und unvermerkt war das Ziel erreicht und der Kahn gelandet. Und wie Mewes das Ruder niederlegte und aus dem Kahne treten wollte, da erschrak er und das Blut trieb in die Wangen und das Herz klopfte heftig, denn hinter der alten Linde auf seinem Hofe hervor trat die Gestalt seiner Gedanken, das Ziel seiner geheimsten Wünsche.

Ein schlank gewachsenes Mädchen war es, deren glänzend schwarzes Haar in dicken Flechten den Nacken herabhing, durchwunden mit einem rosarothen Bande; ihr schwarzes Auge blitzte Feuer und Milde zugleich: ihre vollen Wangen leuchteten in dem Roth der Gesundheit, und beim Lächeln des kleinen Mundes bildeten sich in ihnen jene Grübchen, die zum Throne die schalkhaften Liebesgötter sich auswählen. An ihrem runden, weißen Arme hing ein messingenes, blank geputztes Gefäß, in dem sie die Fische, welche sie zu holen gekommen war, tragen wollte. Die Inhaberin aller dieser Schönheiten war Maria Schulz, die Tochter eines wohlhabenden Brauers in Freienwalde, der seine Tochter zwar innig liebte, aber um ihren Verlust weniger besorgt war, als um den Verlust eines Groschens.

„Guten Morgen, Georg!“ sprach Maria und ging dem landenden Fischer entgegen, „Du bleibst ja heut so lange! Hast Du einen guten Fang gehabt?“

„Den besten habe ich jetzt gemacht;" antwortete der Fischer, indem er Mariens zarte Hand, die sie ihm gereicht, mit seiner Rechten umschlossen hielt, sie sanft drückte und dem Mädchen lächelnd in das dunkle Auge sah; „dürfte ich ihn nur behalten!"

Marie schlug die Augen nieder, ihre Wangen färbten sich höher, aber ihre Hand entzog sie dem Jüngling nicht. Kühner dadurch gemacht, gestand Georg seine Liebe. Maria hörte ihm still zu, aber ihr Herzchen schlug rascher und ein süßes Gefühl in ihrer Brust sagte ihr, daß ihr der Jüngling nicht gleichgültig sei. Doch schwieg sie noch, als er geendet und erst als Georg in sie drang und „Was sagst denn Du, Maria?" zu ihr sprach, da antwortete sie ihm, indem sie seine Hand drückte: „Sprich mit meinem Vater!"

„Ach, Marie, foltere mich nicht! Sprich doch! Könntest Du die Meine werden?" bat Georg.

Und ein leises „Ja" lispelte das Mädchen verschämt und enger verschränkten sich die Hände und glänzender wurde Georgs Auge und Maria's sanfter Blick fiel auf den Geliebten. Rasch schlang er den Arm um die liebliche Gestalt und der erste Kuß besiegelte ihren Bund.

Dieser Kuß brachte sie zu sich selbst zurück.

Das Beste aus seinem Fange holte Georg hervor und gab es Maria, dann begleitete er sie durch sein Haus und zeigte ihr seine Wohnung und machte sie bekannt mit seinen Plänen.

„Wirst Du erst hier schalten, Maria," sprach er, „dann wird mir dies Haus der Himmel und mein Gehöft das Paradies sein."

Maria lächelte und nachdem sie ihm nochmals die rosigen Lippen zum erbetenen Abschiedskuß geboten, flog sie, voll neuer Ahnungen, zum väterlichen Hause.

Und nicht lange zögerte Georg, dem Gebote Marias nachzukommen: Sprich mit meinem Vater! Seine besten Kleider legte er an, in denen er zum Tische des Herrn zu gehen pflegte. In seinem Sinne hatte er sich die Rede wohlgesetzt, in der er seinen Wunsch bei dem Alten anbringen wollte. Allen Muth nahm er zusammen, denn so schwer war ihm noch kein Geschäft vorgekommen. Aber, wenn er an den Preis dachte, den er zu gewinnen ging, dann fühlte er Kraft und die Erinnerung an die selig verlebten Minuten beschleunigte seinen Schritt.

Freundlich, aber voll Verwunderung, empfing der Braueigner Schulz den Heirathscandidaten, dessen Antrag er nicht im Entferntesten ahnte und lang, sehr lang wurde sein Gesicht, als Georg stotternd sein Gesuch anbrachte.

„Georg," antwortete der Braueigner, „ich habe Deinen Vater gekannt; er war ein braver Mann, aber weiter nichts; Du bist sein Erbe. Ich zweifle nicht an Deinem Fleiße; darum gehe hin und schaffe

und erwerbe, und wenn Du aus eigenen Mitteln Dein Haus neu gebaut und Tausend Thaler baar aufweisen kannst, dann frage wieder an, ob ich Dir Maria geben will.“ —

Wie niedergedonnert entfernte sich Georg; alle seine Hoffnungen waren vernichtet, wie Schatten schwebten sie um offene Gräber. „Ein neues Haus zu bauen, tausend Thaler zu erwerben, das ist erst die Frucht eines langen, langen und außerdem fort und fort reich gesegneten Lebens!“ — Lange saß er tiefsinnig in einem Winkel seines Stübchens; der Wechsel war zu rasch gekommen, der Gegensatz war zu groß. Was sollte ihm nun noch das Leben; — das, was es verschönen und angenehm machen konnte, war ihm entrissen, denn unerreichbar war ihm das Ziel.

Aus seinen Gedanken störten ihn die Käufer, welche Fische von ihm forderten und nicht wenig verwundert waren, an einem Werkeltage ihn im Sonntagsstaate zu finden. Rasch war dieser abgelegt und die Käufer waren befriedigt. Da trat noch eine Frau hinzu, in dem Alter von etwa 50 Jahren. Sie war die Wittwe eines Webers, die schon früh ihren Mann und ihr saugendes Kind verloren, und die der Braueigner Schulz als Amme für Maria in sein Haus genommen. Sie vertrat Mutterstelle bei Maria, da deren Mutter schon frühe das Zeitliche gesegnet, und die Stelle der verwaltenden Hausfrau in der Wirthschaft von Mariens Vater. Maria hatte sich eng an

sie eingeschlossen und keines ihrer Geheimnisse blieb der Frau Hilke verborgen; ebenso wie der Braueigner ihr freie Hand ließ im Anordnen der Wirthschaft.

Georg konnte vermuthen, daß Frau Hilke um seinen Antrag und den Bescheid des Vaters darauf wußte. Er fragte nicht weiter, sondern gab ruhig das Verlangte. Frau Hilke wollte sich eben durch das Haus entfernen, blieb aber auf dem Flure stehen und erwartete den in das Haus gehenden Georg.

„Maria läßt Euch grüßen!“ sprach sie und wie aus einem Traume fuhr Georg empor.

„Sagt ihr meinen Dank, liebe Frau!“ antwortete Georg.

„Nichts weiter?“ entgegnete Frau Hilke.

„Was soll ich ihr sagen lassen, die für mich auf ewig verloren ist!“ sprach Georg. „Sagt ihr, ich hätte meine Wünsche zu Grabe getragen, aber meine Liebe zu ihr bleibe ewig!“ —

„Das ist die Sprache der Verzweiflung,“ strafte die Amme, „und ziemt sich nicht für einen jungen und kräftigen Mann. Ihr hattet den Muth, um Marie zu bitten, wollt Ihr nicht die Kühnheit haben, sie zu erwerben? Frisch, Hand ans Werk! Ehe das Jahr vergeht, kann sich viel geändert haben — Maria bleibt die Eurige!“ —

Damit ging sie und ließ den Jüngling allein.

Aber nicht leer verklungen war der Frau Hilke Wort; in Georgs Herzen hatte es einen Stachel

zurückgelassen, der seine Wirkung that. Vom Abend bis zum Morgen arbeitete Georg unverdrossen und nicht Wind und Wetter, nicht Hitze und Frost hielt ihn zurück. Keine Mühe war ihm zu schwer, keine Gefahr zu groß! ihm strahlte im lichten Glanze Maria als der Preis.

Ein Jahr war so verflossen, ein Jahr mit Blei an den Füßen, — und als Georg am Sylvester-Abend seine Rechnung zusammenzog und seine erworbene, zurückgelegte Baarschaft aufzählte, da hatte er 100 Thlr., zwar viel für die damalige Zeit, aber noch lange, lange nicht die Summe, welche ihn möglicherweise zum glücklichen Ehegatten machen konnte.

Er versäumte nicht, Maria, die er jetzt nur sehr selten sprach, von seinem Erwerb in Kenntniß zu setzen und Trost und Aufmunterung kam ihm von dem Orte her, wo er lindernden Balsam für jeden Schmerz fand. Und von Neuem begann er rüstig die Arbeit und von Neuem wurde sein Werk mit reichlichem Lohne gesegnet. Doch wohl noch viele Jahre würde er haben arbeiten und noch an manchem Sylvester-Abende würde er haben zählen müssen, hätten nicht gute oder böse Geister sich ins Mittel gelegt und seiner Liebe zum Ziele geholfen.

Georg hatte sich niedergelegt. Seine Kräfte waren erschöpft von der harten Arbeit des Tages

und dennoch wollte sich ihm der mohnbekränzte Gott mit süßem Schlummer nicht nahen. Er hatte Maria gesehen, ihr liebliches Bild stand ihm in der dunkelen Kammer noch lebhaft vor Augen und seine Phantasie beschäftigte sich mit ihm. Er wiederholte sich Alles, was sie zu ihm gesprochen, womit sie ihn getröstet und seinen sinkenden Muth aufgerichtet. Mitternacht tönte es vom Thurme der St. Nicolai-Kirche in Freienwalde, und noch lag Georg wach. —

Horch! — da klopft es an das Fenster und eine Stimme ruft: „Georg, stehe auf! Fahre zum Schloßberg, steige die Grund hinauf, dort wartet Dein Glück auf Dich!“ —

Rasch sprang Georg von seinem Lager, lief zum Fenster, öffnete dasselbe, um den Klopfer zu sehen, aber — er sahe Nichts. Er meinte, ein übermüthiger Gesell, der seine Liebesleiden kannte, habe seinen schlechten Spaß mit ihm getrieben. Denn Georgs Bewerbung um Maria war bekannt geworden, und wenn gleich die Verständigen des Dorfes dem braven Burschen das Mädchen von Herzen gönnten, so gab es doch so Manchen, der den armen Jungen mit seinen unerfüllten Wünschen zum Gegenstande seiner Neckereien, die er aber im Verborgenen treiben mußte, machte. —

Schon seit langer Zeit aber sagte ein Gerücht, daß in der Schlucht, die neben dem Schloßberg sich hineinerstreckt, heut von dichten Gebüschen bewachsen,

große Schätze verborgen seien von Räubern, die einst unter dem Schutze der Herren von Uchtenhagen ihr Wesen in dieser Gegend getrieben. Ja noch heute hat sich ein ähnliches Gerücht erhalten, das die Ruinen des Schloßbergs und namentlich die verschütteten Verließe der zerfallenen Burg als die Orte bezeichnet, wo unermeßliche Reichthümer herrenlos unthätig liegen. So manches Auge schaut wohl noch heute in stiller Mitternacht nach der waldbewachsenen Spitze des Berges, ob es nicht eins jener blauen Flämmchen erblicken möchte, die durch ihren Glanz verborgene Schätze anzeigen sollen. —

Auch Georg kannte jenes Gerücht und meinte, der nächtliche Klopfer habe es benutzt, ihn in der Ruhe zu stören und ihn mit seiner Herzensangelegenheit zu necken. Er dachte daher der Sache nicht weiter nach und am Morgen war sie fast vergessen. Ungestört verrichtete er seine häuslichen Geschäfte und begab sich am Abend früh zur Ruhe. Aber siehe, als die Thurmuhr der Stadt in lauten Schlägen durch die stille Nacht die zwölfte Stunde verkündete, da klopfte es abermals an Georgs Fenster und abermals rief es ihm zu: „Georg, stehe auf! Fahre zum Schloßberg, steige die Grund hinauf! Dort wartet Dein Glück auf Dich!“

Beim ersten Klopfen war Georg erwacht, er hatte ganz deutlich die Worte vernommen, er war abermals rasch vom Lager aufgefahren, hatte wieder schnell das

Fenster geöffnet und wieder nichts gesehen. Das machte ihn etwas stutzig. Er war nicht ganz frei vom Aberglauben, der in seiner Zeit eine mächtige Herrschaft ausübte. Lange lag er wach und dachte dem unerklärlichen Ereignisse nach und kaum graute der Morgen, als er sein Haus verließ und die jungen Bursche des Dorfes auszukundschaften suchte, ob vielleicht einer von ihnen der nächtliche Klopfer sei. Aber er erfuhr Nichts. Auch unter den Aelteren forschte er, — vergebens. Da beschloß er denn: sollte noch eine Aufforderung kommen, derselben zu folgen und, wenn Nichts weiter dabei herauskäme, doch so viel davon zu gewinnen, daß er sich selbst auslachen könne.

Während Georg fleißig arbeitete, um zu erringen und zu erschaffen, was ihn zu dem ersehnten Ziele bringen möchte, ging es in dem Hause des Braueigners Schulz sonderbar genug zu. Wie oft auch der Vater seine Tochter vorstellen mochte, daß sie einen reichen Mann bekommen könnte, bei dem sie in größter Gemächlichkeit, umgeben von großem Glanze leben würde; wie sie aber bei Georg würde selbst müssen Hand anlegen, sollte so viel erworben werden, daß die drückendste Noth beseitigt wäre; Maria hatte stets die Arbeit bei Georg, der ihr dieselbe durch seine Liebe versüßen würde, jenem bequemen Leben, das ohne Liebe den Reiz verlieren muß, vorgezogen. Auch

Frau Hilke war nicht müßige Zuhörerin bei solchen Unterredungen gewesen, und so oft der Braueigner auf die traurigen Aussichten zu sprechen kam, die sich für Maria bei Georg eröffneten, darauf hingewiesen, daß er sie durch sein Vermögen in frohe und heitere umwandeln könnte. Aber damit hatte sie den empfindlichsten Fleck bei Herrn Schulz getroffen und immer brach er schnell das Gespräch ab, wenn es sich auf diesen Punkt gewandt hatte. Kaum hatte Frau Hilke diese Bemerkung gemacht, als sie stets diesen Kunstgriff anwandte, um einem Gerede ein Ende zu machen, das für Maria unangenehm sein mußte.

Maria selbst aber schwand immer mehr hin. Ihr Auge erlosch in seinem Glanze, das Roth ihrer Wangen verschwand, ihre Heiterkeit zeigte sich nicht mehr; still und traurig schlich sie im Hause umher. Eine theilnehmende Freundin fand sie an der Frau Hilke, die ruhig ihre Klagen anhörte und tröstete und Muth einsprach, wo sie konnte. Auch suchte sie Gelegenheit zu kurzen Unterredungen zwischen Georg und Maria, und wo der Vater hart hervortreten wollte, da legte sie sich ins Mittel.

Aber dem alten Braueigner that es schon leid, dem Georg eine so harte Bedingung auferlegt zu haben. Doch sie zurücknehmen — dazu konnte er sich nun und nimmermehr entschließen. Er sah seine Tochter an und es jammerte ihn, wie sie hinschwand.

Aber ihr nachgeben — das konnte er nun und nimmermehr. Indeß helfen wollte er und so ließ er denn nicht nur selbst oft Fische holen, sondern empfahl Georgs Waare in der ganzen Stadt, ja er verschaffte ihm sogar Absatz nach fern liegenden Ortschaften. Nicht mehr allein konnte Georg sein Geschäft betreiben, er mußte sich Knechte nehmen. Und doch blieb noch eine lange, lange Zeit, ehe er nach menschlicher Berechnung auf gewöhnlichem Wege die vom Brauweigner gestellten Bedingungen würde erfüllt haben. Wo Maria's Vater mit Georg zusammentraf, war er freundlich gegen ihn, munterte ihn auf, sprach ihm Muth und Hoffnung ein, und reizte Georg immer mehr, geduldig bis ans Ende auszuharren. —

So war Georg auch heut mit dem alten Schulz zusammengetroffen und so voll Vertrauen von dem Vater seiner Maria geschieden, daß ihm keine Arbeit zu schwer dünkte, die ihm seinem Ziele näher bringen könnte. Diese Unterredung machte ihn noch fester in dem Entschlusse, einer Aufforderung, wenn sie, wie in den beiden früheren Nächten, so auch in dieser kommen sollte, zu folgen. —

Das Tagewerk war vollbracht, die Knechte hatten sich zur Ruhe begeben, auch Georg hatte die Lampe gelöscht und sich auf sein Lager geworfen. Entkleidet hatte er sich nicht; er wollte gleich bereit sein, wenn die Aufforderung käme. Sie blieb nicht aus; sie kam schon eine Stunde früher, als gewöhnlich. Elf Uhr

tönte die Glocke, da klopfte es an das Hoffenster. Georg war wach, die Erwartung hatte ihn nicht schlafen lassen. Beim ersten Schlage war er am Fenster und hatte es geöffnet. Da stand unter der alten, schattigen Linde eine hohe, vermummte Gestalt. Wie sie beschaffen war, konnte man nicht näher erkennen, denn der mit Wolken bedeckte Himmel gestattete dem Monde nicht, mit seinem erborgten Lichte die Gegenstände zu beleuchten. „Georg! Fahre zum Schloßberg, steige die Grund hinauf! dort wartet Dein Glück auf Dich!“ sprach sie, und indem sie drohend den langen Arm aufhob, setzte sie hinzu: ‚Sei genügsam!“ — Verschwunden war die Gestalt. —

Kaum hatte sich Georg von seinem Erstaunen etwas erholt, als er die hohen Wasserstiefel anzog und muthig in den Kahn stieg, um das Abenteuer, mochte es ausfallen, wie es wolle, zu bestehen. Er hob die Spitze des Kahnes vom Lande hoch und schob ihn mehr in das Wasser und während der Kahn trieb, sprang er selbst in denselben, stellte sich in das Hintertheil und wandte die Spitze nach vorn. Rasch folgten die Ruderschläge aufeinander und wie Schatten wankten die am Ufer stehenden Weiden vorüber und schwanden allmälig aus dem Gesicht. Bald streckte der Schloßberg sein Haupt empor und ernst blickte sein altes Gemäuer auf den kühnen Waghals herab.

In tiefem Dunkel lag die Schlucht, die ihm von der geheimnißvollen Gestalt bezeichnet war.

Je näher er dem Berge kam, desto heftiger pochte sein Herz, aber Georg unterdrückte jedes Gefühl von Furcht, das sich in ihm regen wollte. Noch ein Schlag und der Kahn trieb mit der Spitze auf den Sand.

Der Fischer stieg aus, hob die Spitze hoch und zog den Kahn weiter auf das Ufer, damit der treibende Strom ihn nicht mit fortreiße; dann legte er sein Ruder in die Kahnspitze und trat seine Wanderung in die Schlucht an. Da tönten, vom Winde bis hierher getragen, die zwölf Schläge der Mitternacht von Freienwalde herüber. Georg war bis an die Stelle gekommen, wo die Schlucht sich um den Berg winden will und dadurch enger wird. Hier sahe er drei kleine Fässer liegen, deren Inhalt er wohl vermuthen konnte. Zuerst staunte er, dann faßte er sich ein Herz, hob das eine auf und trug es mit Aufbietung aller seiner Kräfte in seinen Kahn und stellte es aufrecht in die Spitze desselben. Nachdem er sich ein wenig erholt, trat er abermals den Weg zu den Fässern an, erreichte sie, hob das zweite auf und trug es hinab.

Bis dahin war Alles ganz gut gegangen; als er aber mit dem zweiten Fasse aus der Schlucht trat und über den Weg gehen wollte, da sahe er einen mächtigen, schwarzen Hund mit feurigen Augen an sich vorübertraben, das erste Fäßchen in seinem

Rachen, und seinen Weg die Schlucht hinaufnehmen. Da erinnerte er sich der Warnung der nächtlichen Erscheinung: Sei genügsam! und schnell stellte er das Fäßchen wieder in die Kahnspitze, hob diese hoch und schob den Kahn in den Strom, sprang nach, ergriff das Ruder, stellte sich in das Hintertheil und war eben im Begriff den Kahn zu wenden und der Spitze die Richtung nach dem Dorfe zu geben: als in gewaltigen Sprüngen der schwarze Hund die Schlucht herunter kam und mit einem weiten Satze vom Ufer in die Spitze des Kahns sprang. Und tief senkte sich das Fahrzeug mit derselben in die Fluth.

Und da saß das Ungethüm, rollte die feurigen Augen und fletschte die spitzigen Zähne und drohte Untergang und Verderben dem Fischer. Aber dieser schlug kräftig mit dem Ruder in die Fluthen; es trennten sich die entgegenkommenden Wellen, an der Spitze kräuselte sich das Wasser vor dem andringenden Kahne und weithin zeichnete sich hinterwärts die Bahn des Fahrzeugs.

Georg war keineswegs ruhig. Er hielt wachsam das Auge auf den Hund gerichtet, entschlossen, ihn bei der geringsten feindseligen Bewegung die Kraft seines Armes in einem gewichtigen Ruderschlage fühlen zu lassen. Doch der Hund saß ruhig. Er schien auf dem trügerischen Elemente Nichts unternehmen, aber den Zeitpunkt abwarten zu wollen, wo das Fahrzeug landen würde und der Fischer sich ihm nähern müßte.

Und diesen Augenblick schien Georg am Meisten zu fürchten. Ihm zu entgehen gab es nur zwei Wege. Er konnte auf dem Wasser bleiben, bis der Morgen kam; aber zu lange schon hatte er den Gefährten der Hölle bei sich; er wollte sich seiner entledigen. Darum wählte er den andern Weg. — Immer schneller ruderte er, um seinen Hof zu erreichen; aber immer höher richtete sich der schwarze Wächter auf und machte sich kampffertig. Georg kehrte sich nicht daran, wie ein Pfeil flog sein Nachen dahin und näherte sich, wie der Wohnung, so dem Ufer. Und als er das Gehöft erreicht und es Zeit war, daß die Spitze des Kahns sich wandte, um zur gewohnten Ruhestelle zu kommen, da flog durch einen raschen Zug die Spitze des Kahns vom Lande und sein hinteres Ende auf das Ufer. Im Nu war Georg aus dem Kahne, warf das Ruder aus der Hand, ließ Alles im Stich und flog mit eiligen Schritten in sein Haus, dessen Thür er hinter sich verriegelte. Vom Kahne her aber hörte er die Worte: „Das war Deine einzige Rettung!“ —

Schlaflos hatte Georg den Rest der Nacht zugebracht, mit Sehnsucht wartete er, daß das strahlende Gestirn des Tages die Schatten der Nacht vertreiben solle, und kaum ergländzte die Spitze der alten, hohen Linde auf seinem Hofe in den ersten Morgenstrahlen,

als er sich erhob und nachsahe, was aus seinem Kahne, was aus seiner Last und was aus seinem Grauen erregenden Gefährten geworden sein mochte. Wie erstaunte er aber, als er seinen Kahn ruhig, aber mit dem Hinterende auf dem Ufer stehen sahe; noch lag das Ruder im Kahne, wie er es hineingeworfen, und als er sich langsam dem Fahrzeug genähert, aus Furcht, es möchte der schwarze Gesell sich niedergeduckt und verborgen haben, da sahe er im Kahne — das Fäßchen unversehrt. Nun zögerte er nicht länger; schnell hob er es auf und trug es in seine Stube und als er es geöffnet, da glänzten ihm die blanken Goldstücke entgegen. An das Zählen dachte er nicht. Ihr Gewicht schon sagte ihm, daß sie hinreichen würden, sein Haus neu zu bauen und noch tausend Thaler baar zu behalten. „Maria, Du wirst nun mein!" rief er und schloß den reichlichen Fang in seine eichene Truhe. —

Und keine Woche verfloß, da sahe man die Zimmerleute geschäftig, das alte Haus Georgs abzureißen und den Platz von dem Schutte zu säubern. Schnell erhob sich das neue Haus und ein stattliches Gehöft umgab dasselbe. Den einen Theil der schweren Bedingung hatte Georg erfüllt.

Und als das Frühjahr gekommen und das schöne Pfingstfest, das Fest, das man mit grünen Maien schmückt, nahe war, da zählte Georg tausend Thaler ab, zog seinen Sonntagsstaat an, steckte das Geld zu

sich, begab sich zu dem Braueigner Schulz und warb nun, wie es der Vater wollte, um das Mädchen. Da mußte der alte Geizige „Ja" sagen, und die herbeigerufene Maria wiederholte nur, was sie zwei Jahre früher ihrem Georg viel schöner bekannt und zugesagt hatte.

Als aber am heiligen Pfingsttage das glückliche Paar in der St. Nicolai-Kirche den Segen der Kirche empfangen und umgeben von Verwandten und Freunden und den Kietzer und Tornower Nachbarn beim frohen Mahle sich ergötzte, da erzählte Georg sein Abenteuer und gelobte, zum Andenken an jene Nacht, nie mehr mit der Spitze, sondern stets mit dem Hinterende zu Lande zu kommen und die braven Fischer und Nachbarn von Freienwalde, Alt-Kietz und Alt-Tornow gelobten es mit und haben ihr Gelübde bis auf den heutigen Tag gehalten. —

VI.

Die Brand-Fichte bei Freienwalde.

Es war eine grauenvolle Zeit, wo der Glaube an Zauberei nicht blos in den Köpfen des Volkes, sondern selbst derer spukte, die zu den Gelehrten gerechnet wurden und hochgeachteten Collegien angehörten; wo man wegen eines Paares entzündeter Augen zum Hexenmeister gestempelt, oder eine alte Frau, die einsam und zurückgezogen lebte, und nicht im Kreise von schadenfrohen, neidischen Klatschschwestern das Gute, was der Nächste noch hatte, ihm rauben half, für eine Hexe ausgeschrieen wurde; — eine grauenvolle Zeit, in der man an der Stelle, wo das Recht gesprochen wurde, keinen Anstand nahm, durch Anwendung von Marterwerkzeugen die Wahrheit ans Licht bringen zu wollen, und die unsinnigsten Aussagen, welche die Folterqual ausgepreßt hatte, für lautre Wahrheit zu nehmen und für Geständnisse zu halten, auf welche hin Urtheile über Leben und Tod gesprochen wurden.

Gewiß höchst merkwürdig und wunderbar, ja wohl unerklärlich ist es, daß dergleichen in einer Zeit stattfinden konnte, wo durch die Reformation auf dem religiösen Gebiete eine Fackel entzündet war, die durch

ihren hellen Schein so viele Irrthümer, in denen das Volk absichtlich gehalten wurde, aufgedeckt, und die Freunde und Beschützer von Nacht und dichter Finsterniß in Glaubenssachen wie die Eulen, die das helle Licht des Tages nicht ertragen können, in die Schlupfwinkel, die der Papst und papistisch gesinnte Fürsten ihnen bereitwillig darboten, zurückgescheucht hatte.

Fast keine Stadt, so klein sie auch sein mag, giebt es, die uns nicht in ihren Gerichts-Archiven Acten aufbewahrte, die als verdammende Zeugen jener grauenvollen Zeit daständen; die uns nicht Plätze nachwiese, welche in ihrem Namen schon auf Thatsachen hindeuteten, wo die Unschuld gemartert und auf grausame Weise vom Leben zum Tode gebracht worden ist; Plätze, welche der weniger Gebildete entweder ängstlich flieht oder mit einem alt hergebrachten Zeichen seines Mitleids bedeckt, der denkende Mensch aber gewiß nie ohne tiefe Traurigkeit im Rückblick auf die vergangene, schreckenvolle, finstre Zeit betrachtet und mit dankerfülltem Herzen gegen weise Regenten und erleuchtete Männer, die jenem barbarischen Treiben eine Ende gesetzt haben, ansieht.

Auch Freienwalde kann sich leider nicht zu den erfreulichen Ausnahmen zählen; auch sein Gerichts- und sein Magistrats-Archiv bewahrt noch Acten von Hexenprozessen aus den Jahren 1628 und 1644 und zeigt uns eine Stelle, wo ein Opfer jenes Aberglaubens und jenes Folter-Gerichtsverfahrens gefallen ist. —

Hart an der von Freienwalde nach Berlin führenden Chaussee, da, wo eine Tafel dem Wanderer den nach dem Gesundbrunnen abgehenden Weg zeigt, steht eine majestätische Fichte, die Brand-Fichte geheißen. Weit erhebt sie ihren Gipfel über die hinter ihr stehenden Bäume empor; an ihrem Fuße aber bemerkt der aufmerksame Beobachter einen oft kleinern, oft größern Haufen trockner Zweige. Sie rühren von Vorübergehenden her, denen die Geschichte, welche sich an den Standort der Fichte knüpft, bekannt ist und die zugleich noch einem Aberglauben huldigen, der aus vorchristlicher Zeit sich bis in die unsrige hinübergepflanzt und in derselben, wenn auch nicht allgemein, doch noch immer zum großen Theil, erhalten hat.

Wo nämlich unter den Griechen und Römern Jemand auf seinem Wege einen Leichnam fand, den zu bestatten er nicht im Stande war, da bedeckte er ihn mit einem abgebrochenen Zweige oder warf eine Hand voll Erde darauf, glaubend, es könne die Seele, die in dem Körper war, nicht eher zu dem Aufenthaltsort der abgeschiedenen Geister gelangen und in demselben Ruhe finden, bis der Leichnam beerdigt oder doch wenigstens bedeckt sei. Wer aber dies unterließ, der, meinte man, werde von der abgeschiedenen und noch nicht zur Ruhe gekommenen Seele beunruhigt und verfolgt.

Dieser alte Gebrauch hat sich auch bei uns geltend gemacht und bis in unsere Zeit erhalten, aber so,

daß da, wo Jemand erschlagen worden ist, oder sonst wie ohne seine Schuld auf unnatürliche Weise sein Leben verloren hat, die Vorübergehenden Zweige hinzuwerfen pflegen.

So geschieht dies auch bei der Brand-Fichte. Die Geschichte aber, die sich daran knüpft, wollen wir jetzt erzählen, so daß wir das, was die Gerichts-Acten darüber sagen, zum Grunde legen.

Zu Anfange des 17. Jahrhunderts lebte in Freienwalde Judith Hoppe. Sie war die Wittwe eines Ackerbürgers, der bei seinem Tode eine blühende Wirthschaft seiner Wittwe und seinen beiden Töchtern Gertrud und Anna hinterlassen hatte. Alle drei waren fleißig und sparsam und nährten sich redlich und ehrlich im Schweiße ihres Angesichts.

Als die beiden Töchter mannbar geworden waren, fanden sich Bewerber um ihre Hand ein. Die Mutter that ihnen keinen Zwang an, sondern ließ sie frei wählen. Da verlobte sich Gertrud mit dem Töpfer Puhlmann und Anna mit dem Weber Liebenwall. Aber ihre Ehen waren höchst unglücklich. Beide Männer hatten nicht die Liebe zu den Mädchen, sondern die Mitgift, welche die Mutter reichlich aufbrachte, gezogen und als diese durch ein lockres Leben vergeudet war, mußten die armen Frauen den Unmuth ihrer Männer ertragen, ja oft waren sie roher und harter Behandlung Preis gegeben.

Die alte Judith Hoppe gab nichts mehr zur Unterstützung und konnte nichts mehr geben, wollte sie nicht selbst in Dürftigkeit sinken. Wenn die Töchter zu ihr kamen, und sich über die schlechte Behandlung von Seiten ihrer Männer beklagten, dann tröstete sie, dann ermahnte sie zum Ausharren, dann wies sie auf Gott hin, der diesem traurigen Leben wohl ein Ende machen werde.

So waren zwei Jahre hingegangen, als an einem Jahrmarktstage Anna Liebenwall von einer ihrer Verwandten, einem jungen Mädchen von etwa 18 Jahren, aus Wriezen besucht wurde. Kaum hatte Anna's Mann das Mädchen erblickt, als er von Begierde gegen sie entbrannte. Unter dem Vorwande, daß man mit einer Verwandten freier umgehen könnte, küßte er sie öfter und forderte sie endlich auf, mit ihm zum Tanze zu gehen. Anna selbst redete dem sich sträubenden Mädchen zu, ihrem Manne hierin seinen Willen zu thun und beide gingen fort.

Liebenwall tanzte wie unsinnig und trank dabei über alles Maß und Ziel hinaus von dem starken Bernauer Bier, so daß er in eine große Hitze gerieth und kaum seiner Sinne mächtig blieb. Seine Tänzerin, Aergeres fürchtend, bat ihn, mit ihr nach Hause zu gehen; er that es. Aber in seiner Wohnung kaum angekommen, betrug er sich so ungebührlich, daß seine Frau ihn zurecht zu weisen nicht unterlassen konnte und endlich ihre Verwandte fortschickte.

Hatten ihn schon die Vorwürfe seiner Frau geärgert, so versetzte ihn die Entfernung des jungen Mädchens in Wuth. Er taumelte ihr nach, fiel aber an der Thür nieder. Mit vieler Mühe richtete ihn die Frau auf, aber sobald er sich wieder auf seinen Füßen fühlte, drang er auf Anna ein, die, um den Folgen seiner Wuth zu entgehen, zu ihrer Mutter flüchtete und bis gegen Abend hier blieb.

Welch ein Schreck wartete ihrer, als sie zurückkehrte! Da lag ihr Mann todt, vom Schlage getroffen! Auf ihr Geschrei liefen die Nachbarn herbei; auch ihre Mutter, nach der man geschickt hatte, kam. Man legte den Leichnam auf ein Brett in der Kammer.

Als sie am Morgen nachsah, wobei ihre Magd sie begleitete, war der todte Körper stark aufgetrieben und blutete aus der Nase. Wie konnte dies anders sein, wenn man auf das sah, was vorhergegangen. Heut würde jeder es sich erklären, damals schüttelte man bedenklich den Kopf und Gerüchte von Vergiftungen durchliefen die Stadt. Aber nach einiger Zeit verschwanden sie wieder. Zehn Jahre später sollten sie wieder erwachen und Anna zu einem qualvollen Ende führen. —

Nach dem Tode ihres Mannes lebte Anna still und zurückgezogen. Das Geschäft desselben durch einen Gesellen fortsetzen zu lassen, hatte sie keine Lust gehabt.

Sie nährte sich von dem Ertrage ihrer Gärten, die sie ohne fremde Hülfe selbst bestellte. Ihre Ehe war ohne Kinder geblieben; auch ihre Magd hatte sie entlassen und so lebte sie ganz allein in ihrem Hause. Das war Vielen ein Räthsel. Sie lös'ten es sich dadurch, daß sie meinten, Anna habe einen bösen Geist bei sich, der ihr auf ungewöhnlichem Wege zutrage, was sie brauche. Denn, sprachen sie, nur deswegen hat sie Niemand um sich, damit sie keiner verrathe.

Aehnliche, unsinnige Vermuthungen hatte man auch über ihre Mutter, die, nachdem sie ihre Töchter verheirathet, sich nicht mehr mit Dienstboten abgeben wollte und deswegen ihre Wirthschaft verkauft hatte. Neben dem Hause ihres Schwiegersohns, des Töpfers Puhlmann, hatte sie sich ein Stübchen gemiethet und lebte hier von den Zinsen ihres mäßigen Kapitals. Sie war gerade hierher gezogen, um ihrer Tochter Gertrud näher zu sein, die bei ihrem Manne einen schweren Stand hatte. Kein Tag ging hin, ohne daß Beide sich gezankt hätten und oft mußte die arme Frau thätliche Mißhandlungen von ihrem Manne erdulden.

„Lauf doch auf die Straße," sprach die Mutter zur Tochter, „wenn Dich Dein Mann wieder schlagen will; dahin wird er Dir nicht folgen; die Scham vor den Leuten wird ihn abhalten."

Und noch oft genug hatte Gertrud Ursache, dem Rathe ihrer Mutter zu folgen. —

Eines Winterabends war die alte Judith mit ihren beiden Töchtern Anna und Gertrud bei ihrer Nachbarin Strausberg und spannen. Die Rede kam auf die unglückliche Ehe, die Gertrud führte. Weinend erzählte diese, wie sie erst heut wieder von ihrem Manne gemißhandelt worden wäre und pries ihre Schwester glücklich, die von ihrem Manne so bald und so plötzlich durch den Tod befreit worden wäre.

„Weine nicht mehr!“ sprach die alte Judith, „höre auf mit Klagen. Wer weiß, es hat vielleicht auch mit Euch die längste Zeit gedauert.“

„Zwar,“ antwortete Gertrud, „giebt sich mein Mann einem ausschweifenden Leben hin, aber seine kräftige Natur wird den schädlichen Einflüssen jenes Lebens wohl noch lange widerstehen.“

„Rasch tritt der Tod den Menschen an! Das hat uns Dein Schwager gezeigt!“ entgegnete die Mutter.

Man nahm die Spinnräder und ging auseinander. Die Nachbarin und die sonst zugegen gewesen waren, hatten stille Zuhörer abgegeben, aber desto fester hatten sie die Reden der Wittwe und ihrer Tochter behalten und allerlei seltsame Gedanken gingen in ihren Köpfen hin und her. Noch offenbarten sie nichts, aber es bedurfte nur eines passenden Anlasses und, was die Brust still verborgen und tief in sich verschlossen gehalten hatte, flog mit Windeseile in die Oeffentlichkeit und das tausendzüngige Gerücht trug

es mit den sonderbarsten Zusätzen, den wunderlichsten Vermuthungen, ja mit der scheinbar überzeugendsten Gewißheit von Haus zu Haus, von Straße zu Straße; und was unter vertrauten Freunden in der engen Kammer geäußert war, erzählten sich nach kürzester Zeit die Kinder auf der Gasse. —

Dieser Anlaß kam. Wegen einer Kleinigkeit hatte Puhlmann mit seiner Frau Streit angefangen und war durch die Widerrede der sich vertheidigenden Gertrud so erbittert worden, daß er sie auf das Härteste und Schimpflichste mißhandelte. In seiner Wuth war er fortgegangen nach der Haide und hatte das arme Weib ohnmächtig in der Stube liegen lassen. Nach einiger Zeit erholte sich Gertrud. Die ganze Schauerlichkeit ihrer Lage stand ihr vor Augen; keine heitere Zukunft wollte sich ihr eröffnen; vielleicht noch viele viele Jahre sollte sie in diesem Elende zubringen — das raubte ihr die Geduld, das Vertrauen auf Gott, die Besinnung. Rasch läuft sie zur Apotheke und fordert sich Gift gegen die Ratten; sie erhält es nicht. Da geht sie zu einer Hospitalitin, von der sie gehört, daß sie Gift habe; diese hat nichts mehr. Sie läuft nach Hause und wirft sich verzweifelnd auf ihr Lager.

Hier lag sie, bis die Zeit des Abendbrotes heranrückte, wo, wie sie vermuthen konnte, ihr Mann zurückkehren werde. Sie steht auf und bereitet ihm eine Biersuppe. Er kommt, ißt, aber nach dem Essen wird ihm so übel, so weh; er fühlt Stiche in der

Brust und ein fürchterliches Schneiden in den Eingeweiden. Ihm ist es, als sollte ihm schier der Athem ausgehen.

In ihrer Angst läuft Gertrud zu ihrer Mutter, um sie zum Beistande herbeizuholen. Beide durchwachen bei Puhlmann eine schreckliche Nacht. Als gegen Morgen die Schmerzen sich ein wenig legten, hatte in Puhlmanns Brust ein fürchterlicher Verdacht, den er schon vom Beginn seines Leidens an gehabt, feste Wurzel gefaßt. Er äußerte nichts, weder gegen seine Frau, noch gegen seine Schwiegermutter, aber kaum war er wieder so weit hergestellt, daß er an Krücken aus dem Hause mehr schleichen, als gehen konnte, als er zum Richter und Rath der Stadt läuft und eine schwere Anklage gegen seine Frau, auf Giftmischung erhebt.

„Schon lange," spricht er, „lebe ich mit meiner Frau in großem Unfrieden und muß fürchten, daß meine Schwiegermutter einen großen Theil daran Schuld hat, indem sie meine Frau gegen mich aufgeredet, ihr befohlen, mir in allem entgegen zu sein, auch die ehelichen Pflichten mir nicht zu erfüllen. Vor einigen Tagen komme ich aus der Haide, wohin ich mich, gleich nach einem Zanke mit meiner Frau begeben. Als ich mich der Stadt nähere, kommt mir der Apothekergehülfe entgegen, warnt mich und spricht: „Hütet Euch! Eure Frau ist heut bei mir gewesen und hat Rattenpulver verlangt." Aengstlich gemacht

ging ich nach Hause. Hier trug mir meine Frau eine Biersuppe auf, nach deren Genuß ich sehr krank wurde. Ich fürchte, daß meine Frau die Suppe vergiftet hatte und mich um das Leben bringen wollte. Das lassen auch Aeußerungen vermuthen, die ihre Mutter in ihrer Gegenwart bei einer Nachbarin gethan hat, und die mir hinterbracht worden sind. Darum glaube ich, daß auch meine Schwiegermutter bei der Vergiftung thätig gewesen, von der ich noch weiß, daß sie einen Teufel im Hause hat, der ihr Alles zuträgt, was sie braucht, und sagt was in der ganzen Stadt vorgeht. Ich muß bitten, daß ein wohlweiser Rath meine Angelegenheit untersuche und meine Nachbarn als Zeugen in meiner Sache annehme."

So war denn der Anstoß gegeben zu einem Schauspiele, das sich traurig entwickeln, und blutig enden sollte.

Der Rath begab sich in die Wohnung des Töpfers Puhlmann und verhandelte hier mit dessen Ehefrau. Gertrud gestand frei, daß sie sowohl in der Apotheke, als auch bei einer alten Hospitalitin nach Gift gefragt habe, aber nicht, um ihren Mann, sondern um sich selbst zu vergiften. Sie schilderte die Mißhandlungen, die sie von Puhlmann erdulden müsse, sie beklagte sich über sein Leben, und wohl manchem Rathsherrn und Gerichtsschöppen wurde es klar, wie

wohl Puhlmann in einem großen Irrthum befangen, Gertrud aber unschuldig wäre. „Wer aber konnte in den Gang des Prozesses eingreifen, wer das Rad der Gerechtigkeit in seinem Laufe aufhalten?“

Der Rath schickte die Acten, denen auch die Zeugen-Aussagen beigefügt wurden, an die Juristen-Facultät der churfürstlichen Universität zu Frankfurt a. O. und bat um Verhaltungsmaßregeln. Diese aber bestimmte, daß Gertrud ins Gefängniß zu legen und peinlich, d. h. mit der Tortur zu befragen sei. Was die Facultät bestimmt hatte, mußte ausgeführt werden.

Da saß nun das arme Weib in dem dunklen feuchten Kerker, zwar in dem Gefühle ihrer Unschuld, aber doch in der Angst der Abwartung der Dinge, die da kommen würden. Sie betete um Kraft und Stärke zur Ertragung der Martern; sie betheuerte ihren Wächtern ihre Unschuld; ja sogar von Außen her kamen ihr Aufmunterungen zum Ausharren zu. Ihre Mutter nämlich wußte einen Bürger, der die Wache bei der Unglücklichen verrichten mußte, zu bewegen, daß er ihrer Tochter sage, sie möchte sich doch ja standhaft beweisen und nichts Unwahres bekennen.

Da kam der schwere Tag. Der churfürstliche Notarius Blum war aus Wriezen herüber gekommen, das Verhör zu leiten. Er begab sich mit dem Amtsschreiber Nebentisch, dem Vorsitzenden des Freienwalder Rathes, ins Gefängniß, wo ihrer der Scharfrichter aus Bernau wartete.

Da wurden die glänzend polirten, stählernen Werkzeuge heraus genommen; die Unglückliche wurde in das Torturzimmer geführt und hier wurden ihr die Daumschrauben angelegt. Als der Stempel die Finger quetschte, fragte man sie, ob sie ihren Mann habe vergiften wollen, ob sie einen Teufel von ihrer Mutter erhalten und mit diesem Umgang gehabt habe. Sie verneinte es; sie wiederholte ihr früheres Geständniß. — Ein Wink des Notarius und die Schraube schließt sich enger und der Finger wird mehr gedrückt und der Schmerz wird ungeheuer. Gertrud schwanden die Sinne und überwältigt von der Marter bekannte sie sich zu Allem, dessen sie beschuldigt war. Da ließen die Schrauben los und Gertrud sank ohnmächtig zu Boden.

Kaum hatte sie sich ein wenig erholt, als man sie fragte, ob sie auch jetzt noch behaupte und als Wahrheit gelten lassen wolle, was sie unter der Tortur ausgesagt. — Da stand der Scharfrichter, die mit ihrem Blute gefärbten Schrauben in der Hand, noch zuckte der Schmerz in ihren Gliedern, wohl wußte sie, daß, wenn sie jetzt widerrufe, man ihr die Marterwerkzeuge von Neuem anlegen werde — — sie bekräftigte ihre Aussage. Ja sie sagte sogar noch aus: Den Teufel habe sie von ihrer Mutter bekommen; diese habe ihr ihn in der Gestalt einer bunten Katze gegeben, er sei dann zu einem Manne geworden und sie habe Unzucht mit ihm getrieben. Verwahrt hätte

sie ihn in einem Federfasse. Auch ihrer Schwester Anna habe die Mutter einen Teufel zugeführt und jene ihn bei sich gehabt. Die Teufel hätten ihnen manches zugebracht an Mehl, Früchten, auch Geld. — Auf diese Aussage wolle sie leben und sterben. —

Kaum hatte die alte Judith erfahren, was ihre Tochter wider sie ausgesagt, als sie, das traurige Schicksal Gertrud's fürchtend, die Flucht ergriff. —

Die Facultät in Frankfurt hatte unterdeß die neuen Acten erhalten und auf sie hin das Urtheil gefällt: „daß Gertrud wegen eingestandener Vergiftung ihres Mannes in einen Sack zu stecken und zu ersäufen sei."

Dies Urtheil änderte die Churfürstin Elisabeth Charlotte, die damalige Besitzerin von Freienwalde, dahin ab und um, „daß Gertrud mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei." Außerdem aber bestimmte sie, daß, wie es die Facultät angeordnet, Anna zur Haft gebracht und Judith aufgesucht, gegen beide aber, zuerst in Güte und, wenn sie dann nicht geständen, peinlich verfahren werde.

So geschahe es; denn Judith war in Berlin ergriffen und nach Freienwalde abgeliefert worden.

Sie läugneten Anfangs, sie klagten, Gertrud habe gelogen, sie wandten sich an die milde Churfürstin, aber sie konnte nicht helfen, sie mußte dem

damaligen Verfahren den Lauf lassen, obwohl sie die größte Schonung empfahl. Judith und Anna standen die Qualen der Folter aus, beide unterlagen ihnen und beide bekannten sich zu dem Verbrechen, deren man sie beschuldigte, Judith zur Hexerei und zur Vergiftung ihres Schwiegersohnes Liebenwall, Anna außerdem zur Zulassung und Mitwissenschaft der Vergiftung ihres Mannes.

Auch Gertrud hatte die Folterqualen noch nicht überstanden. Als sie ihre Mutter und Schwester klagen hörte, widerrief sie ihre Geständnisse gegen dieselben. Nochmals wurde sie peinlich befragt; sie bekannte nochmals gegen ihre Mutter und Schwester, aber der Schmerz war zu groß gewesen, ihre Körperkraft, demselben zu wiederstehen, zu schwach — unter der Folter gab sie ihren Geist auf. Der Tod erlös'te sie von aller Pein und überhob sie der Angst, die sie auf dem Wege zur Richtstätte noch ausgestanden haben würde. Der Scharfrichter verscharrte sie bei Nacht unter den Schandpfählen, deren Ueberreste noch heut in dem Hügel stecken, den man den Galgenberg nennt. Er liegt rechts von dem Wege nach Ranft, an der Haide, gegenüber den Windmühlen; kurze Fichten verdecken jetzt mit ihren immer grünen Zweigen die Orte des Schreckens.

Ueber Judith und Anna aber sprach die Facultät die Urtheile, „daß Judith mit glühenden Zangen auf beide Brüste gezwickt und verbrannt, Anna aber

mit Feuer vom Leben zum Tode gebracht werden sollte." Beide Urtheile wurden bestätigt und dem Amtsschreiber der Befehl zur Ausführung gegeben.

Der Tag der Execution war da. Auf einem großen Leiterwagen holte man die Unglücklichen ab. Vor dem Berliner Thore brannte in einem großen Kessel ein Feuer, das die Zangen glühend machte. Hier angelangt hoben Henkersknechte die alte Judith herab. Selbst zu gehen, war sie nicht im Stande. Die Angst, die Schmerzen, das Gefängniß hatten der Greisin die letzten Kräfte geraubt. Man trug sie, die Bewußtlose, an den Kessel, las ihr hier das Urtheil vor, der Richter brach den weißen Stab über sie und der Scharfrichter verwaltete sein grausiges Amt. Beim ersten Drucke mit der glühenden Zange stieß die alte einen gellenden Schrei aus. Es war ihr letzter. Todt hielten sie die Knechte in ihren Armen. Man legte den Leichnam auf den Wagen und fuhr mit ihm und Anna, die über deu Tod der Mutter weinte, weiter bis zu dem Orte, den wir zu Anfang bezeichnet haben. Hier stand der Scheiterhaufen, aufgebaut aus trocknem Fichtenholze, bestrichen und durchwunden mit Pech und Schwefel. Zwei Knechte, die brennende Fackel in ihrer düsterrothen Gluth schwingend, warteten neben ihm.

Langsam nahte sich der Zug; eine lautlose Stille herrschte unter der Begleitung, die sich in weitem

Kreise, dicht gedrängt um den Scheiterhaufen stellte. Die Knechte nahmen den Körper der alten Judith vom Wagen und legten ihn über den einen der beiden Spitzen, die auf dem Scheiterhaufen angebracht waren. Darauf stieg Anna herab. Auch ihr wurde hier das Urtheil vorgelesen und der Stab über sie gebrochen. Sie wandte sich an den Amtsschreiber und bat ihn, einige Worte zu der versammelten Menge sprechen zu dürfen. Er erlaubte es ihr, sie möge es aber vom Scheiterhaufen herab thun. Sie dankte, bestieg den Holzstoß und nachdem sie sich ruhig im Kreise umgeschaut, sprach sie mit deutlicher Stimme:

„Im Angesichte des Todes betheure ich vor Gott meine Unschuld. Zum Beweise derselben soll aus der Asche dieses trockenen Holzes ein lebendiger Keim aufgehen, wachsen und seine immer grünen Zweige weit über den Weg strecken. — Gott nimm mich gnädig auf!“ —

Als sie sich gesetzt hatte, winkte der Amtsschreiber. Anna wurde durch den Henker an den Pfahl gebunden. Sie duldete es willig; dann faltete sie ihre Hände, hob die Augen gen Himmel und begann zu beten. Noch ein Wink! Die Knechte senkten die Fackeln an den Fuß des Scheiterhaufens, die Flamme prasselte hoch, die Lohe hüllte das Opfer ein, daß man durch sie hindurch die Lippen im Gebet bewegen sahe. Kein Laut der Klage wurde von Anna gehört, aber auch kein Rufen der Menge, die von Anna's Worten ergriffen war.

Es dauerte nicht lange, da befahl der Scharfrichter seinen Knechten den Scheiterhaufen zusammenzustoßen. Es geschah und der Holzstoß begrub unter seiner Asche die Reste der Unglücklichen. So lag er, ein Schrecken der Wanderer, aufmerksam betrachtet von den Vorübergehenden. —

Siehe, da spaltete sich im Frühjahre seine Oberfläche, ein grünes Spitzchen drang hervor. Es wuchs und trieb und kaum waren zehn Jahre vergangen, da war es ein stattlicher Baum geworden. Immer stärker wurde sein Stamm, immer länger wurden seine Zweige, immer höher wurde sein Gipfel. Es war eine Fichte, sie wurde die Brand-Fichte genannt.

Der Baum, der heut diesen Namen führt, ist nicht der, welcher einst aus der Asche aufsproßte, denn Anna wurde 1692 verbrannt; aber er steht an der Stelle des alten, der, vom Zahne der Zeit angenagt, vermodert ist.

Der eben erzählte Hexenprozeß ist nicht der einzige, der in Freienwalde geführt worden ist. Man findet, wie dies oben angedeutet ist, einen solchen noch aus dem Jahre 1644, wo eine Ursula Hensel, geb. Heinrichs — der Zauberei angeklagt, gefoltert wurde, aber unter der Tortur starb. Es findet sich bei den Acten noch die Kostenrechnung des Prozesses

des Prozesses im Betrage von 264 Thlr., von welchen der Scharfrichter 10 Thlr. für das Hinausschaffen und Begraben des Leichnams erhalten hat. Aber auch der erzählte Prozeß v. J. 1628 hatte unmittelbar einen andern zur Folge gegen eine Anna Koch, die peinlich befragt, sich als Zauberin angab und zum Feuertode verurtheilt wurde. Ob sie ihn wirklich erlitten, hat sich nicht ermitteln lassen. Auch geht aus den Acten hervor, daß nicht lange vor dem Prozesse gegen Judith, Gertrud und Anna ein solcher gegen eine Pfennig verhandelt worden ist, die zum Feuertode verurtheilt auch wirklich verbrannt worden ist.

VII.

Die
Entdeckung des Gesundbrunnens
bei Freienwalde.

Es war am letzten April 1683. Die Wohnung des Amtshauptmanns in Freienwalde Ernst v. Krummensee war hell erleuchtet; er gab ein großes Fest, zu dem er die Honoratioren der Stadt, den Adel der Umgegend und den Verwalter des Churfürstlichen Gutes Neuenhagen geladen hatte. Die Gäste saßen bei der reich ausgestatteten Tafel, aber nicht, wie gewöhnlich, sprach hier der Nachbar zu und mit den Nachbarn; es war eine tiefe Stille eingetreten, welche der Amtshauptmann hervorgerufen hatte durch die Frage an den ersten Bürgermeister der Stadt: „Wer ist denn der Fremde, der heut einpassirt ist, Herr Bürgermeister? Sie müssen das ja wissen."

„Kein Anderer kann das wissen, Herr Amtshauptmann," entgegnete der Gefragte mit wichtiger Miene; „denn nur ich bin derjenige, bei welchem sich die ankommenden Fremden melden und legitimiren müssen. — Es ist der schwedische Rittmeister Axel Guilgenstjerna mit zwei Bedienten. Er ist an der Gicht sehr krank und wird sich hier, bis er wieder hergestellt ist, aufhalten. Ich habe ihm schon die

erbetene Erlaubniß dazu gegeben. Er hat zwei Bedienten bei sich und wohnt im Gasthofe zur „Stadt Berlin.“ Kaum hatte der gestrenge Herr Bürgermeister seinen Mund geschlossen und zur Stärkung nach seiner inhaltschweren Rede ein Glas Rothwein genommen, als sich auch ein ganzer Sturm von Fragen erhob. Der Adel wollte wissen, ob er mit deutschen Häusern verwandt, die Mütter, welche heirathsfähige Töchter hatten, ob er schon vermählt, die jungen Damen, ob er schön sei.

„Bitte, bitte!“ rief der Bürgermeister, „meine Herren und Damen, ich habe zwar viel gelernt, aber ihre Fragen zu beantworten, reichen meine Kenntnisse doch nicht aus. Es ist übrigens heute das erste Mal in meiner Praxis, daß ich sagen muß, ich weiß etwas nicht.“

„Da kann ich Ihnen helfen, rief schmunzelnd der Amtshauptmann, ich habe heut die Ehre, einen Herrn bei mir zu sehen, der Alles weiß; das ist der Herr Verwalter von Neuenhagen. Wie ist es, Herr Verwalter, Sie kennen gewiß den Herrn!“

„Hm! wie sollte ich den nicht kennen!“ sprach wohlgefällig der Verwalter; „sein Vater war ein sehr guter Freund von mir und lange Zeit schwedischer Gesandter bei uns. Wie oft habe ich mit dem in Berlin zusammen gefrühstückt!“

Und nun ging es an ein Erzählen des Verwalters. Aus einer Geschichte, bei der er die Hauptrolle

gespielt, kam er in die andere, bei der er wieder die Person gewesen, um welche sich Alles gedreht, aber mit keiner wurde er fertig; da mußten die höchsten und hohen Herrschaften herhalten, mit denen er auf dem vertrautesten Fuße gestanden zu haben und noch zu stehen sich den Schein gab. Zwar waren alle Geschichten den meisten Zuhörern schon bekannt, aber sie ließen ihn erzählen, indem sie ein Vergnügen darin fanden, aufzumerken, ob bei den Geschichten auch die früheren Wendungen, ja die früheren Worte wieder vorkommen würden. Endlich hörte er auf, aber keine einzige Frage war beantwortet, die Frager konnten über Axels Verhältnisse nur Vermuthungen aufstellen. Die Tafel wurde aufgehoben; die älteren Herren setzten sich zum Spiel, die junge Welt begab sich zum Tanze in den Saal. Wer nicht spielte und auch nicht tanzte, sahe dem Tanze zu und konnte hier bemerken, wie die Augen der Mütter den jungen Männern ängstlich folgten, ob sie ihre Schritte zur Tochter lenken würden und diese die Auserkorene sein werde.

Diejenige, welche am meisten aufgefordert wurde, und der man es gleich ansahe, daß sie die Königin des Balles sei, die Sonne, um welche die ganze junge Männerschaar, wie Planeten kreis'te, war die Tochter des Wirths, Clara von Crummensee. Aber sie zog die Jünglinge nicht an sich, weil sie die Tochter des Wirths war, sondern weil sie wirklich in

dem lieblichen Mädchenflor, der in holdem Kranze sie umgab, wie die Rose unter den übrigen Blumen hervorstrahlte. Eine schlanke Gestalt, schwarze Locken, dunkle feurige Augen, die sich bescheiden senkten, wo sie den Blicken der Jünglinge begegneten, ein schönes ovales Gesicht, auf dessen Wangen das zarte Roth der Gesundheit strahlte, ein kleiner Mund, um den ein schelmisches Lächeln spielte, rosenrothe Lippen, hinter denen eine Reihe weißer Zähne, wie Perlen an einander gefügt, sich zeigten, — dabei ein einnehmendes Wesen, ein munterer Witz — — wer hätte da gleichgültig bleiben können! In den Pausen ging sie von einer Freundin zur andern, hatte für jede ein angenehmes Wörtchen und keine konnte ihr zürnen, war es auch so Mancher nicht recht, daß dieser oder jener Tänzer, dem diese oder jene im Herzen nicht abgeneigt war, sich an Clara wandte und diese zum Tanze aufforderte.

Von allem Neide aber frei war Laura, eine eben so liebliche Erscheinung, die, wenn sie auch nicht die hohe Gestalt Clara's hatte, doch ihr an Liebenswürdigkeit und Munterkeit nichts nachgab. Sie war die einzige Tochter einer Wittwe, die ihre Tage in Freienwalde ruhig verlebte und ihre einzige Freude an ihrer Laura hatte. Laura und Clara waren die innigsten Freundinnen, sie machten zusammen ihre Spaziergänge in der reizenden Umgebung, die in jener Zeit, wo der Wald sich bis dicht an die

Stadt erstreckte, manche düsteren Gänge darbot, wo sie sich ungestört erzählen konnten, was in ihren Herzchen vorging; denn Geheimnisse hatten sie vor einander nicht.

So lustwandelten sie auch am Tage nach jenem Feste in dem Wege, der noch heute von Freienwalde nach Haselberg führt. Er zog sich zwischen dem Walde rechts und den Gärten links durch das Thal hin, das heut den Namen des Brunnenthals trägt; da wo die Gärten aufhörten und die Papen-Mühle rastlos klapperte, fing ein Luch an, eine nicht breite Fläche, durchzogen von den wasserreichen Quellen, welche aus den Bergen hervorströmten, die das Brunnenthal schließen, bewachsen von schlanken Erlen und Buchengebüsch, welche die Sänger des Hains sich zum Aufenthalt wählten und zur Stätte, ihre Nester zu bauen. Sie ließen sich auch heute hören, aufgemuntert von der angenehmen Wärme, welche die Frühlingssonne ausstrahlte, die um die Mittagszeit das Thal ganz beschien, und begrüßten mit ihrem Gesange den jungen Mai, der die Gräser und Blumen weiter hervorlockte. Das Ziel des Spazierganges der beiden Mädchen war eine Quelle, die aus dem Berge, welcher rechts das Brunnenthal schließt und an dessen Abhange die städtischen Behörden am 24. September 1846 den Grundstein zu einem neuen Logirhause für Badegäste legten, hervorsprudelte und ihre Wasser über den Weg fließen ließ. Sie war bisher nur so

weit beachtet worden, als man sie zur Labung durstiger Wanderer an ihrem Ursprungsorte aufgeräumt und neben ihr eine Rasenbank zum Ausruhen und zu ihrem bequemeren Genuß angelegt hatte. Sie sollte bald eine Wichtigkeit für die Stadt gewinnen. —

Auch Axel, der in Folge der Strapazen, die er im letzten Kriege der Schweden mit dem großen Churfürsten gehabt hatte, an der Gicht litt, hatte der lockenden Wärme der Frühlingssonne nicht widerstehen können. Auf seinen Reitknecht gestützt, war er den Haselberger Weg entlang geschlichen und nach öfterem Ausruhen bis zur Quelle gekommen. Hier hatte er sich niedergelassen, ohne zu wissen, daß seine Erscheinung die beiden schönen Spaziergängerinnen in das hinter der Bank stehende Buchengesträuch gescheucht hatte, wo sie die Entfernung Axels abwarten wollten.

Dieser aber schien sobald nicht Anstalt dazu machen zu wollen; ihm that die Sonnenwärme so wohl, und die Frühlingsluft erquickte ihn. Die beiden Mädchen aber standen in ihrem Versteck, der ihnen je länger, desto unbehaglicher wurde. Leise flüsterte Clara:

„Was fürchten wir uns denn? — Komm, laß uns herausgehen.“

„Nein, nein! bat ängstlich Laura und hielt die Freundin am Kleide fest. Wenn er uns anredet, was sollen wir antworten und was sollen wir für eine Entschuldigung vorbringen?“ —

„Worüber haben wir uns denn hier zu entschuldigen? — Und was wir antworten? — Laß ihn nur erst fragen! Ich halte es hier nicht länger aus! Komm, komm!“

Und damit wollte sie Laura fortziehen, als sie selbst plötzlich still stand, um auf Axel zu hören, der zu seinem Diener sagte: „Wer doch hier einen Becher hätte!“ —

Das schien Clara die beste Gelegenheit, aus ihrem Gefängniß zu entkommen. Rasch antwortete sie: „Damit können wir dienen, mein Herr!“ und ebenso rasch trat sie mit Laura, die sie an der Hand hielt, vor Axel, der sichtlich überrascht sich aufrichtete.

Da standen die Mädchen vor ihm; Clara fest in das dunkle Auge Axels schauend und mit der linken Hand den silbernen Becher hingebend, den sie mitgenommen hatte, um für sich aus der Quelle zu schöpfen; Laura mit niedergeschlagenen Augen, Clara fest an der Hand haltend in sichtbarer Angst.

„Meine Damen!“ sprach Axel, „lebten wir nicht nach Christi Geburt, ich wäre versucht, Sie für die freundlichen Nymphen dieser Quelle zu halten, die eines Kranken sich erbarmen und ihn mit ihrer silbernen Fluth laben wollten!“

„Zwar sind wir nur Sterbliche,“ entgegnete Clara, „aber von nicht minder edlem Sinn, wie Ihre belobten Nymphen.“ Dabei hatte sie sich gebückt, das Wasser geschöpft und reichte den vollen Becher

an Axel mit den Worten: „Möge Stärkung und Gesundheit für Sie darin sein!" —

Herzlich dankend nahm Axel den Becher, trank ihn aus und gab ihn mit freundlichem Blicke zurück. Darauf trennten sie sich mit höflichem Gruße. So weit er konnte, sahe ihnen Axel nach, dann sprach er zu seinem Reitknechte: „Erkundige Dich doch, wer die Damen sind!" —

Darauf ging auch er nach der Stadt zurück, auffallend still; er dachte über das Abenteuer nach, das er so eben gehabt hatte. —

„Gott sei Dank, daß wir fort sind!" sprach Laura, „ich fürchtete, ohnmächtig zu werden. Mir ist es ein Räthsel, woher Du den Muth bekommen."

„Ohne Angst war auch ich nicht," antwortete Clara, „aber sie schwand, als ich die ersten Worte gesprochen. Ich glaube übrigens, das war der schwedische Rittmeister, mit dessen Vater der Herr Verwalter von Neuenhagen so oft gefrühstückt. Ob er wohl meinem Vater seinen Besuch machen wird?"

„Du wünschest es wohl," sprach Laura, schelmisch lächelnd und Clara ansehend, die erröthete und in ihrer Verlegenheit nichts weiter zu antworten vermochte, als: „Was Du auch denkst! Laura!"

Eine lange Pause trat ein, die sich erst endete, als beide von einander Abschied nahmen. —

Mochte es nun die Gewohnheit des Spazierganges sein, oder mochte eine geheime Neugierde sie

ziehen, genug am andern Tage stellte sich Clara bei Laura ein, um sie abzuholen. Aber auch Axel war schon fort und als die Mädchen an die Quelle kamen, fanden sie ihn schon dort sitzend. Er erzählte ihnen, wie ihm der Trunk von gestern sehr gut bekommen sei und wie er heut wieder hinausgegangen, sich hier zu erquicken. Clara bot ihm wieder ihren Becher an und Axel, obwohl er sich selbst mit einem versehen, nahm ihn dankbar an. In heiterem Gespräche, an dem heut auch Laura thätigen Antheil nahm, brachten sie wohl eine halbe Stunde zu, und noch mancher Tag sah sie vereint an der Quelle.

Aber, wenn die beiden ersten Zusammenkünfte ohne Vorwissen ihrer Eltern stattgefunden hatten, so war dies bei den späteren nicht mehr der Fall, denn einerseits hatte Axel, der durch seinen Reitknecht längst erfahren hatte, wer die beiden Mädchen seien, nicht blos Clara's Vater, sondern auch Laura's Mutter seinen Besuch gemacht, und so oft die Mädchen andererseits mit Axel an der Quelle zusammen gekommen waren, sagten sie es ihren Eltern, die keineswegs so engherzig waren, in diesen unschuldigen Spaziergängen, selbst in Begleitung eines jungen Mannes, eine Verletzung von Zucht und Sitte zu finden.

Auf Axels Gesundheitszustand aber hatte der anhaltende Besuch und Genuß der Quelle einen so guten Einfluß, daß er in kurzer Zeit sich von seinem Uebel befreit sah und unbehindert durch Schmerzen

und ohne Hülfe und Unterstützung seines Dieners bald die weitesten Spaziergänge unternehmen, oder in Begleitung des Amtshauptmanns und des ersten Bürgermeisters, welchen beiden er sehr lieb und werth geworden war, einen Ritt in den Umgebungen der Stadt machen konnte.

Seine Vermuthung, daß die Quelle wohl Bestandtheile enthalten müßte, die wesentlich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit beigetragen hatte, griff der Bürgermeister in allem Ernste auf und in seiner Sorge für das Aufblühen der Stadt, die im dreißigjährigen Kriege so hart mitgenommen war, daß sie damals unbewohnt gestanden und hohes Gras in ihren Straßen gewachsen war, und die auch jetzt noch nicht sich von den Leiden jenes Krieges erholt hatte, ließ er durch Sachverständige die Quelle untersuchen, die sie als besonders anwendbar bei Gichtleiden erkannten.

Sogleich erstattete der Amtshauptmann von der gemachten Entdeckung dem großen Churfürsten Bericht, der die Quelle nochmals durch den Chemiker Kunkel untersuchen ließ und da dessen Bericht sehr günstig ausgefallen war, sie einzufassen und im folgenden Jahr einen Arzt und zwei Bürger als Brunnenmeister anzustellen befahl. Schon 1684 fanden sich bei der Quelle, deren Ruf sich bald weit verbreitet hatte, 200 Kranke ein; der Churfürst selbst besuchte sie mit seinem Hofstaate und der Prinz Philipp Wilhelm

wurde durch ihren Gebrauch von seiner Harthörigkeit geheilt. 1685 betrug die Anzahl der Kurgäste schon 1500. Um sie aufnehmen und unterbringen zu können, wurden nach und nach die verschiedenen Brunnen-Gebäude aufgeführt. Seit 1832 ist der Brunnen Eigenthum der Stadt und wird auf deren Rechnung durch eine Brunnen-Kommission verwaltet, die aus dem Bürgermeister, dem Brunnenarzte, einem Deputirten der Stadtverordneten und zwei erwählten Bürgern besteht. —

Axel hatte kaum die guten Wirkungen der Quelle an sich erfahren, als er seinem Freunde Oscar Bannier, der mit ihm an denselben Schmerzen litt, mittheilte, wie er hier gesunde und ihn aufforderte, zu ihm nach Freienwalde zu kommen.

Er kam und auch er gesundete. Aber in dem Maße, wie ihre körperlichen Kräfte zunahmen und ihre Gesundheit erstarkte, erkrankten ihre Herzen. Auf Axel hatte Clara, auf Oscar Laura einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht.

Auf einem Spaziergange fanden sie Gelegenheit, ihre Liebe zu gestehen und um Gegenliebe zu bitten, die ihnen die holden Mädchen nicht versagten. Der Segen der Eltern krönte den Bund, den die Herzen der Kinder geschlossen und noch ehe der Herbst kam, wurden beide Paare in der Kirche zu Freienwalde getraut.

Bei dem Hochzeitsmahle, das von beiden Paaren im Hause des Amtshauptmanns eingenommen wurde,

war so ziemlich dieselbe Gesellschaft versammelt, wie an jenem Tage, wo Axel in Freienwalde eingezogen war. Der erste Bürgermeister ließ es sich nicht nehmen, das Wohl der jungen Paare auszubringen, wobei er bemerkte, daß Axel zwar die Perle von Freienwalde entführe, aber eine Goldquelle der Stadt zum Ersatze zurücklasse. Sein Toast fand den allgemeinsten Beifall, aber alles ihm gespendete Lob wies er bescheiden zurück.

Heitere Gespräche würzten das Mahl, bei dem der Amtshauptmann seinen Reichthum und seine Liebenswürdigkeit, so wie seine Aufmerksamkeit gegen seine Gäste zeigte.

Auch der Verwalter that sein Möglichstes, aufgemuntert durch die Geduld, mit der man seinen Erzählungen zuhörte, durch seine Geschichten die Gesellschaft zu ergötzen, ohne es zu merken, wie er durch Kreuz- und Querfragen von einer Geschichte auf die andere gebracht wurde, ohne auch heut nur eine einzige vollenden zu können.

Allgemein zufrieden mit der genossenen Freude trennten sich die Gäste, und noch lange nachher gab dieses Mahl den dabei Gewesenen Stoff zum Lachen, wenn sie sich an die Redseligkeit des Verwalters erinnerten.

Ihre Wünsche für die holden Paare gingen in Erfüllung.

Beide Freunde traten jetzt in Churfürstliche Dienste, da sie in dem von den Schweden neu erworbenen Pommern ansehnliche Besitzungen hatten, und alljährlich kehrten sie nach Freienwalde zum Gebrauche des Gesundbrunnens zurück und versäumten nie, die Stelle zu besuchen, wo sie den Bund ihrer Herzen, der für sie eine Quelle unbeschreiblicher Freude geworden war, geschlossen hatten.

Anhang.

Die Louisen-Eiche.

Im Königlichen Garten am Freienwalder Schloß
Grünt, wenn die Frühlingssonne aufschließt der Erde Schoß,
Bescheid'ne Veilchen blühen, der Nacht'gall Klage tönt,
Auch eine junge Eiche, die Berges-Gipfel krönt.

Sie zählt noch nicht viel' Jahre, steht doch bei Sturm und Graus,
Sie hält der Sonne Gluthen, der Blitze Zucken aus.
Sie spendet kühlen Schatten dem lustigen Sängerchor,
Aus ihren Zweigen dringet ein lieblich Lied hervor.

Doch ist die Sonne nieder und zieht die Nacht heran,
Dann regt sie ihre Glieder und fängt zu rauschen an.
Es tönt wie der Posaune weit schallend mächt'ger Laut;
Sie spricht von großen Dingen! — Horch, was sie Dir vertraut! —

„Als ein lebendig Denkmal des Fürsten steh ich da,
Der ruhig bei dem Sturme, beim Wetter ruhig sah;
Mit starker Hand erfaßte des Staates Steuerrad,
Hier seinem Volk ein Retter, der Freiheit Retter trat. —

Als ein lebendig Denkmal der Fürstin steh ich da,
Die milde auf der Armuth verlass'ne Kinder sah;
In jeder Tugend glänzet, die deutsche Frauen schmückt,
In Anmuth, hoch erhaben, ein deutsches Herz entzückt.

Ein Denkmal Beider Liebe, im Silberkranz bewährt,
Ein Denkmal jenes Tages, den Preußens Volk begehrt;
Ein Denkmal jenes Bundes, der Herz und Hand geeint,
Der jedem Paar im Lande ein Vorbild stets erscheint.
Ein Denkmal treu'ster Liebe zum hohen Fürstenpaar,
Ein Denkmal inn'ger Freude für's hohe Elternpaar,
Ein theures Angedenken, beglückte Stadt, für Dich:
Bewahr' mich treu und pfleg' mich! — Louise pflanzte mich!"

Das klingende Fließ.

In grauen Zeiten schmückte ein Schloß des Schloßbergs Haupt,
Von mächt'ger Eich' umschattet, von hoher Ulm' umlaubt:
Es blickte trotzig nieder, ein starker Schutz dem Herrn,
Dem kecken Feind ein Schrecken, dem müden Mönch ein Stern.

Doch über seine Zinnen ragt stolz ein Thurm hinaus,
Weit schauend über die Berge, weit über das Thal hinaus.
In seinem höchsten Kranze ein Silberglöcklein schwingt,
Deß Ton in alle Hütten, in alle Herzen dringt.

Hell klinget es des Morgens und ruft zur Arbeit
wach,
Wehmüthig klingt's des Abends und weint der Sonne
nach. —
Doch an dem Tag des Herrn erklingt's von früh bis spät,
Es mahnt zur Lieb', zum Glauben, zur Hoffnung,
zum Gebet.

So klang es viele Jahre, manch Herz hat es
gerührt. —
Da stürmen Feindes-Schaaren, von Rach' und Raub
geführt,
Zur Burg. — Sie wankt, sie stürzet, fällt in der
Feinde Wuth,
Und Schloß und Thurm verzehret der Flamm' ge-
fräßige Gluth! —

Doch mit des Thurmes Sturze fliegt Glöcklein klingend
fort,
Schlägt klingend in die Erde und klingt auch hier
noch fort.
Aus dem gespalt'nen Boden dringt hell mit Silbers
Glanz,
Zu Tage eine Quelle. — Sie ziert ein Blumenkranz. —

Weilst Du in ihrer Nähe, ruhst neben ihr Dich aus,
Hörst Du das Glöcklein klingen aus tiefem Grab heraus.
Dort schaut's den Tag des Herrn, drum klingt's von
früh bis spät,
Und mahnt, noch heut, wie eh'mals: Glaubt, liebet,
hoffet, fleht! —

Kaspar von Uchtenhagen.

Wenn Mitternacht vom Thurme die Glocke zitternd tönt,
Vom Schall weit in der Runde die Bergwand wieder dröhnt.
Wenn laut der Uhu rufet, der Leichenvogel weint, —
Kaspar von Uchtenhagen im Todtenkleid erscheint.

Ein Kind von wenig Jahren, in blonder Locken Schmuck,
Mit halbgebrochnem Auge, mit schmerzentstelltem Zug;
Des Vaters einz'ge Freude, der Mutter ganzes Glück,
Des Stammes letzter Sprosse, dem Feind Ziel seiner Tück.

An seinem Hals das Schnürchen, daran das goldene Buch,
Darin der Pathenpfennig, der Leichenrede Spruch, —
So steigt er aus dem Grabe an des Altares Saum;
An seinem Todestage, da öffnet sich der Raum.

Es füllet sich die Kirche mit überird'schem Glanz;
Der Mörder Geister halten im Hintergrund den Tanz.
Doch aus dem Rauschen dringet des Knaben Klage vor,
Trifft wimmernd, doch verständlich, erschreckten Lauschers Ohr:

„Ach Vater, Mutter rettet, helft Eurem einz'gen Sohn!
Mich faßt des Grabes Grauen, der Tod umfängt mich schon!
Man hat mit saft'gem Apfel den Trauenden bethört,
Mit Gift mein junges Leben, Eu'r Glück, Geschlecht zerstört!"

Doch hört ihn nicht der Vater, die Mutter hört ihn nicht;
Der Knabe sinket nieder, verhüllet das Gesicht.
Der MörderGeister rasen in immer rascherm Tanz. —
Wenn sie im Wirbel schwinden, verlöscht der Kirche Glanz. —

Die Gesundbrunnen-Quelle bei Freienwalde a. O.

Die Pommern zu bekehren, zog Bischof Otto aus,
Vertauscht die Ruh' mit Mühe, verläßt sein stattlich Haus.
Ihm folgte mancher Jüngling, erglüht für's Christenthum;
Geweiht zum Werk des Herrn, war Christi Dienst sein Rhum.

Doch zog auch mit dem Bischof zum schweren Werk ein Greis,
Ein frommer Mönch, geehret in großem, weiten Kreis.
Ihn schreckt nicht die Entbehrung, nicht seiner JahreLast;
Kaum ist der Ruf erschollen, folgt er mit Jünglingshast.

Nicht fern mehr von dem Ziele da wird er krank und matt.
Soll, eh' das Ziel erreichet, er geh'n zur Ruhestatt? —
Ihn lassen die Gefährten, so weh es ihnen thut. —
Nach langer Zeit genes't er. Belebt wird neu sein Muth.

Genesen zieht er weiter, er naht der Oder sich.
Naht Freienwaldes Bergen, naht seinen Thälern sich.
Doch auf der Höh' ihn drücket der Sonne glühender
Strahl;
Er dörret ihm die Lippen, groß wird des Durstes Qual.

Und als er nun durchwandert der alten Buchen Hain,
Sieht er am Wege rinnen ein Bächlein klar doch klein.
Er geht zu seiner Quelle, mit blau und grünem Saum,
Schöpft ihr crystallen Wasser, labt den verlechzten Gaum.

Und ruhend an der Quelle, hebt segnend er die
Hand:
„Gewähr' dem neue Kräfte, den Leiden übermannt;
Fließ Lechzenden zur Labung, den Kranken fließ zum
Heil,
Zu stärken, zu erquicken, sei fort und fort Dein Theil!" —
So sprach der Mönch. — Die Quelle fließ't heut
im Brunnenthal.
Gestärkt, erquickt schon hat sie der Kranken große Zahl.
Noch wirkt des Mönches Segen fort in der Quelle
Fluth,
Giebt Stärke und Erquickung, giebt Kräfte, Labung,
Muth. —

Schnellpressendruck von M. Cohn in Freienwalde a. O.